

Illustrierte

Frauen-Zeitung

Hest 5.

Jährlich 24 Doppel-Nummern in Heften. Bei Vorauszahlung
ohne Aufschlag vierteljährlich 2*½* M.

Berlin, 1. März 1894.

Große Ausgabe mit allen Kupfern. Bei Vorauszahlung
ohne Aufschlag vierteljährlich 4*½* M.

XXI. Jahrg.



Ernst Ludwig, Großherzog von Hessen und bei Rhein, und seine Braut, Prinzessin Victoria von Sachsen.
Coburg-Gotha. — Siehe Seite 40.

Nach Photographien von Carl Baden, Darmstadt, und Heath, Plymouth.

Nachdruck verboten.

Ein moderner Midas.

Von Marie von Olfers.

(I. Fortsetzung.)

2.

Gabriel trieb sich die ganze Nacht umher; er konnte heute nicht so leicht und tief schlafen wie sonst. Herrlich hatte er oft geruht, verkrochen im Busch, über sich den Sternenhimmel, rings umher den wonnigen Duft einer Sommernacht.

Immer wieder traten schreckende Bilder vor seine Seele: das verletzte Kind, die weinende Lissa.

„Wie mich das jetzt schon bedrängt und hindert!“ dachte er. „Desseln, nichts als desseln! Gut, daß sie zerrissen sind. Frei will ich sein und nichts mehr empfangen, wo ich nichts zu geben habe.“

Der frische Morgenwind verwehte den letzten Rest von Neue in seiner Seele. „Ich will im hellen Tageslichte leben!“ rief er dem jubelnden Vogelchor zu, „nicht zurück, vorwärts!“

Schlau und kühn fand er seinen Weg weiter, bis er auf dem Schiffe stand, das die Segel nach der neuen Welt richtete. Wie er ihr zijauchzte, als er ihre ersten Linien erblickte! Sie mochten ihn alle gern auf dem Fahrzeug; überall zeigte er sich hülfreich, klug, stark, unerschrocken bei allen Fähigkeiten, die ihnen begegneten. Was anderen Noth schien, ihm wurde es Freude; er liebte die Anstrengung, die Mühe, sobald er den Lohn sah. Kein Dienst schien ihm zu niedrig, kein Essen zu schlecht; er war gehorsam aus Vernunft, voll echter Disciplin. Der Captain entließ ihn nur ungern und empfahl ihn einem großen Fabricanten. Auch der merkte bald, welchen Schatz er an dem jungen Menschen hätte; aber auch dort hielt er nicht lange aus. Vorwärts, immer vorwärts; sein Kopf voller Anschläge und Pläne brauchte andere Wege, um schnell an das Ziel zu gelangen. Er erreichte es früher, als er gedacht, neben ihm das Glück, das ihm treu blieb auf Tritt und Schritt. — Die Schilderung seiner äußeren Geschicke gäbe kein Ende der abenteuerlichsten Robinsonaden; wie aber war es um sein inneres Los bestellt? — — —

Gabriel stand in den dreißiger Jahren, als er sein Vaterland wieder betrat, ein vermögender, gemachter Mann, einer der geehrtesten Bürger des neuen Welttheils. Er hatte auch die Genehmigung, daß sich die Masse der Menschen vor ihm bückte und ihn umschmeichelte.

In dem Hezen und Treiben dieser arbeitsamen Jahre war ihm das dunkle Edthen Heimat fast versunken, nur hier und da aufgetaucht. Er hatte manchmal gedacht, Lissa Nachricht zu geben, es aber immer wieder aufgeschoben. „Besser, ich komme selbst zurück,“ meinte er später. Er freute sich auf ihre Überraschung; denn daß sie auf ihn warten würde, daran zweifelte er keinen Augenblick. Die vergangene Zeit kam ihm auch ganz kurz vor.

Es ist sonderbar, während man selbst viel erlebt, bildet man sich oft ein, die Welt stände an anderer Ede still. Gabriel dachte sicher, er werde Vater Lieblich's Schnapsladen noch an derselben Stelle finden, und Lissa? — Er machte sich nicht einmal klar, wie viel älter sie geworden sein müßte; für ihn blieb sie das zarte Kind, ihm ergeben bis in die kleinste Haar ihrer durchsichtigen Seele. Jetzt wollte er vor sie treten und sagen: „Siehst Du, wie gut es war, daß ich fortging. Nun werden wir nicht elend leben wie die Eltern, nun wird sich meine kleine Frau in Sammet und Seide kleiden können und so viel Geld ausgeben, als sie irgend mag.“ Sie stand noch vor ihm, wenn sie so zögernd ihren letzten Groschen auslieferte, ihn ermahnd, nicht zu verschwenden, und that, als sei es ein Goldstück. Er lächelte zufrieden, wenn er daran dachte; ja, hundertfältig gäbe er es zurück!

In einem Sonnabend besandt er sich auf der alten Stelle, wo er von Lissa Abschied genommen. Er hatte den Fleck schwer gefunden und noch schwerer erkannt.

Alles, alles verwandelt! Das sonst so schlammige Wasser war wie Kristall. Prachtbauten umgaben den kleinen Kanal; statt einen Sumpf bildete er nun einen lieblichen Springbrunnen, umgeben von Amoretten. Seltene Pflanzen, schattige Bäume, blühende Büsche waren wie durch Zauber entstanden.

Am Brunnen saß ein blondes Mädchen. Es konnte der zierlichen Gestalt nach Lissa sein, ein kaum erwachsenes Kind, schlank wie diese; aber sie trug nicht

das blaue, oft geslickte Nöckchen, sondern ein weißes, feines Spitzenleid.

Als sie sich wandte und zu ihm aufsah, trafen ihn fragend ein paar dunkle, tiefschauende Augen.

Er erwachte aus seinen Träumen. Was fiel ihm ein? Das Kind Lissa? Wie ein Stein fiel plötzlich die Zeit, die verstrichen war, auf seine Seele; ihm war sie verraucht wie ein Augenblick. Aber Lissa! Was war aus ihr unterdessen geworden? Wo war Lissa? — Er fragte das Mädchen, wie ihr Name sei, und seit wann sie hier wohne.

Maria, so hieß sie, schüttelte den blonden Kopf. „Wir haben nie anderswo gewohnt.“ Der Gärtner trat auf ihn zu und erkundigte sich, wen er suche. Gabriel nannte Vater Lieblich und seine kleine Schenke.

„Ich habe sie nicht mehr gesehen,“ antwortete der Bursche, „aber man erzählt viel davon und wenig Gutes. Eine lächerliche Wirthschaft war's. Eines Tages fand sie ihr schlimmes Ende, wie alles der Art. Die Läden geschlossen, der Alte tot, am Delirium gestorben. Man sagt, er habe so voll Schulden gestanden, daß die Gläubiger ihm nicht einmal das Hemd gegönnt, in dem er begraben wurde. Sein Enkelkind, ein schönes, braves Mädchen, kam zu Verwandten auf das Land. Sie soll es dort nicht gut haben; es ist eben ein Mund mehr, wo so schon zu viele sind.“

„Der Name? Der Ort?“

„Davon weiß ich nichts, gnädiger Herr. Vielleicht erfahren Sie's drüben im Hinterhaus. Da wohnt der alte Ezechiel, der früher den Kramladen hatte; der hat sich schönes Geld gespart, darum konnte er auch die Frau Bäckermeisterin aufnehmen, die früher das große Haus hier besaß.“

„Haben Sie das Geschäft verlaufen?“

„Nu ja, als es zu Grunde ging, kam's in den Concurs.“

„Der reiche Mann!“

„Reiche Leute können auch arm werden; man faust, verbaut sich, spielt den großen Herrn. Die Söhne machen's ärger als der Vater. Es ist aus seinem etwas Rechtes geworden; und der Jüngste ward ein elender Mensch, den die Mutter mühsam durchfüttert.“

Wie Keulenschläge fielen die Nachrichten auf Gabrieles Haupt; aber noch kam er nicht zu spät! Er würde alles gut machen. Er hatte ja alle Mittel dazu in Händen, und nun fühlte er auch ein Etwas in sich regen, als hätte er ein Herz.

Gabriel ging sofort hinüber. Der kleine Ezechiel sah gerade noch so aus wie sonst, nur der Kramladen fehlte. Die vielbewunderten Mohren auf den Cigarrenkisten, die unberechenbare Süßigkeit der blauumhüllten Zuckerhüte, die Gläser voll versteineter Bonbons, — mit welcher Begehrlichkeit er das damals angesehen, als gäbe es nichts Schöneres! — Der alte Mann erkannte ihn nicht.

Schenk guckte er sich um, als er den Namen hörte, verlor sich ganz in sich selbst. Er bestätigte alles. Bei dem Tode des heruntergekommenen Schankwirts war es schlimm hergegangen, am schlimmsten für Lissa, „die war aber so still wie ein Lamm, das man auf die Schlachtkuh führt,“ schloß er. „Wir sammelten noch für sie, denn jeder war ihr gut; das war auch keine Kunst.“

„Und kein Wort hat sie für mich hinterlassen? Keine Angabe, wie ich sie finden könne?“

„Nichts! gnädiger Herr; sie war wie stumm. Die Bäckerin war schon fort, sie hatte niemand. Diese arme Frau hab' ich jetzt bei mir; sie arbeitet zwar für Geld, aber bei ihrer Kränklichkeit wirst's doch nicht genug ab für den Sohn.“

"Also der Johannes lebt?"

"Ja, Herr," entgegnete der alte Mann, sich wieder erschrocken umschauend. "Er ist elend, ist seit dem Fall nie wieder das frische Kind geworden. Sie sagen, bei guter Pflege, unter guten Aerzten wäre es vielleicht noch zu ändern gewesen, aber so . . ."

Gabriel holte Gold aus der Tasche. "Daran soll's nun nicht mehr fehlen," sagte er, "ihr kommt bei mir bekommen, was es braucht."

"Nein, nein!" wiederholte der Alte schein, "sie würde es nicht nehmen, von Ihnen gewiß nicht! Sie empfindet noch immer so wund und verbittert; es ist auch schon zu spät. Ich habe für unsre bescheidenen Ansprüche genug; sie leiden keinerlei Noth mehr."

Gedrückt ging Gabriel die enge Stiege hinunter. Ein Grossl gegen Liza stieg in ihm auf. Weshalb hatte sie nicht bei ihm Hülfe gesucht, wie er so oft bei ihr? — Doch, konnte sie es? Hatte er nicht seine Spur verwischt? — Nun, er würde sie schon wiederfinden. Menschen gingen in jüngerer Zeit nicht verloren wie ein Sandkorn. Mit Geld ließe sich viel machen. Er that gleich Schritte nach allen Seiten. Tage, Wochen vergingen, keine Spur! Es war, als hätte die Erde sie verschlungen. Nur so viel erfuhr er, daß sie wieder fort sei von den Verwandten, die sie nicht länger beherbergen konnten, noch wollten. Von jeher war ihm das Warten verhaft. Geduld kannte er nicht. "Nun gut," dachte er, "will sie nichts von mir wissen, mag sie allein fertig werden."

Trotzdem schlich er um die alte Wohnstätte tagelang wie ein ungeliebter Geist, der die Stelle seiner Schuld immerfort umkreisen muß. Lebendiger als das neue, trat dies alte Leben mit tausend Nebenumständen vor seine Seele. Lizas Heimatsliebe schien auch ihn angeflekt zu haben. Wie eine Krankheit ergriff es ihn. Seine ehrgeizigen Pläne versanken, ihm wurde alles gleichgültig, was er noch gewinnen konnte, wenn ihm dies fehl schlug! Weder hier noch dort hatte er Freunde; er glaubte, er brauche keine. So wanderte er fremd durch die Straßen, stand vor den prunkenden Schaufenstern, traurig, ohne Wunsch.

Für sich war er einfach geblieben, hafste den Luxus. Sein Zimmer blieb schmucklos. Was sollte er mit all dem Tand! Für die Kunst hatte er neder Sinn noch Verständniß. Umsonst besuchte er die elegantesten Hotels, die prächtigsten Restaurants, überall tauchte ihm, als allein begehrenswert, das alte, verrottete Stübchen der Mutter auf. Er sah diese, wie sie ihm und Liza die Reste ihrer vergangenen Herrlichkeit gezeigt: ein Stückchen buntes Glas, ein Band, einen unechten Knopf. Er hörte sich und Liza vergnügt lachen, — Kindern wird das so leicht. Damals hatten sie mehr Spaß an diesem Nichts, als er jetzt an seinem ganzen Reichthume. Damals waren sie zusammen, — das war's! Er schaute im Geiste den liebevoll auf ihn gerichteten Blick der Mutter, wie sie es genoß, wenn es ihm schmeckte, und er vergaß, etwas für sie in der Schüssel zu lassen.

Der ganze herzlose Egoismus seiner Knabenzeit stieg vor ihm auf. "O, einmal nur ihr danken können! Einmal ihr sagen: Jetzt weiß ich, was Du mir gewesen, was Du für mich gethan hast."

Heimlich, als thäte er etwas Beschämendes, schlich er zum Kirchhofe, wo sie begraben lag.

Wie schön dort alles blühte und leimte, — nicht wie Tod, sondern wie ewiges Leben. Wenn er doch glauben könnte, sie wiederzusehen! Aber kein Band der Liebe verband ihn mit ihr. Ob sie sich freuen würde über seinen Reichthum, seine Stellung? Vielleicht wohl; viel mehr aber, daß er heute zu ihr kam, mit dem Gefühl, als könne er ihr auch jetzt noch etwas sein. — Ob es noch eine Brücke gab zu ihr, zu Liza?

Er fand endlich die Tanne, unter der die Mutter liegen mußte.

Ein stiller, warmer Regen ging nieder, das kleinste Gräschchen glänzte; der Todtengräber beschäftigte sich eben damit, ein neues Grab zu graben, den Boden bedekten kostbare Kränze und Schleifen. Gabriel suchte den bekannten Hügel; er war nicht mehr zu sehen.

"Es wird wohl die Stelle sein," meinte der alte Mann, auf seine Erfundung hin. "Es war ein Armengrab, vielleicht ist die Zeit um, vielleicht ist's auch nur der Erde gleich geworden; das geschieht bald, wenn man's nicht pflegt. Wer soll ein Herz dafür haben, wenn's den Angehörigen fehlt?"

Gabriel blieb an einem freundlich geschmückten Kindergrabe stehen.

"Sehen Sie," fuhr der Todtengräber fort, "das liegt schon an die zwanzig Jahr! Es war g'rad ein Jahr, als das Kind starb; Sie können kommen, wann Sie wollen, im Winter, im Sommer, immer hat's frische Zweige oder Blumen."

"Als ob es etwas davon hätte," sagte Gabriel finster.

"Nun, wer weiß? Es ist noch keiner von drüben zurückgekommen. — Jetzt ist's der Mutter einzige Freude;

sie sitzt oft stundenlang hier, wenn die Kinder so lustig schlagen. Man nimmt sein Glück, wo man's findet, gnädiger Herr."

Unbefriedigt kam Gabriel zurück. "Ich muß wieder an die Arbeit," sagte er sich, "das wird mir helfen."

Das Fieber des Erwerbs gab ihm eine trügerische Kraft. Er kaufte große Fabriken, machte neue Versuche. Der Tag ward wie damals, eine Hetze vom Morgen bis zum Abend. "Für wen? Wofür?" In schlaflosen Nächten kam ihm oft die Frage.

Mit dem Vater des jungen Mädchens aus der Villa ging er große Geschäfts-Verbindungen ein. Er lernte die Familie kennen: die Mutter, eine elegante, vergnügsüchtige Frau, Maria, noch halb in der Kinderstube, die Häuslichkeit, zeraffen, unharmonisch. Daran konnte niemand großes Behagen empfinden; nur Maria gefiel ihm.

Oft rastete er bei dem einsamen Kind auf dem Brunnenrande; sie hatte großes Vertrauen zu ihm und nannte ihn ihren Freund. Der Vater lachte und freute sich darüber. Er und die Mutter waren wunderbarer Weise einmal einverstanden. Sie hatten nichts dagegen, wenn aus dieser Freundschaft Liebe würde.

An Liza suchte Gabriel so wenig als möglich zu denken; sie blieb verloren, trotz aller Mühe, die er sich noch fortgesetzt gab. Zum ersten Mal in seinem Leben wurde er mutlos. Manchmal ergriff ihn eine große Angst, sie möchte Noth leiden; und er hatte alle Hände voll und konnte ihr nichts geben!

Zornig ballte er die Faust. Ihm war, als hasse er sie, weil sie seine Seele nicht zur Ruhe kommen ließ. Da ihm die Arbeit nicht genug half, versuchte er es mit dem Bergsingen; aber dazu war er nicht gemacht. Ehe er die Freuden nur recht gefestigt, ekelten sie ihn an.

Wenn er abends durch die Straßen ging und hier und da durch ein erleuchtetes Fenster ein liebliches Familienbild sah, stand er still; er hätte es auch so gut haben können! Warum nicht auch jetzt? Warum nicht ohne Liza? Mädchen gab es ja genug, sogar viel schöner, und daß er unter vielen wählen könne, wußte er. Eine fiel ihm oft ein. Ein Paar dunkle Augen sah er, unschuldig lieb, vertrauend auf sich gerichtet, fast wie Liza's; aber blau waren sie nicht, es war doch etwas ganz anderes.

Wie freute sich Maria, wenn er kam; sonst freute sich niemand. Sie schaute nach ihm, sie sagte, sie hätte sich nach ihm gebangt.

Es war noch Kinderspaß, aber sie zählte nun sechzehn Jahre, gerade so viele wie Liza, als er diese verließ. Schön war sie, aufblühend wie eine edle weiße Magnolie. Der Vater hatte sie manchmal im Scherze Gabriels kleine Braut genannt.

"Sie macht Dir entschieden den Hof, und ich habe nichts dagegen," meinte er gelegentlich.

"O nein!" rief Maria dann, "der ist nicht zum Heirathen, der ist mein Freund!"

Und nun war der Freund zum Vater gekommen und hatte um sie angehalten. Es war sehr verwirrend, — sie war noch so jung! Dass sie ihn lieb hatte, wußte sie, aber würde er mit solchem Kinde glücklich sein?

Die Mutter redete auf sie ein. "Das ist seine Sache; es wäre unerhört, solch ein Schicksal, solch eine Stellung auszuüben!"

Das hätte sie alles nicht gerührt, aber sie liebte ihn; wenn das genügte?

Ja, er war ganz damit zufrieden. Mit Vertrauen legte sie ihre Hand in die seine, in kurzer Zeit sollte die Hochzeit folgen. Er liebte keine Zwischenzustände.

Die Mutter raffte in größter Eile alles zusammen, was zur Ausstattung dieser Sorte Glück gehörte. Ihr war es die herrlichste Beschäftigung, von Laden zu Laden zu ziehen. Maria folgte abgespannt, übermüdet, unglücklich; sie hatte keinen Sinn dafür. Warum mußte alles neu sein? Sie liebte das Alte, Gewohnte.

"Mögt ihr mir lauter neue Lappen geben," sagte sie, "meine alte Suze bringe ich als größten Schatz mit in die Ehe."

"Das fehlte noch," rief die Mutter, "Deine alte Kinderfrau! Diese reichhaberische Tyrannin, die aus ihren zitternden Händen alles fallen läßt!"

"Sag sie auch äußerlich unmögl, innerlich brauch' ich sie, Mutter! Für mein Herz brauch' ich sie; sie liebt mich, wir gehören zusammen. Pflegt man doch selbst ein liebes Thier bis zum Tode."

"Besser oft, man schaffe es tot! Es ist schade, daß die Menschen unter einander dies Vorrecht nicht haben. Viele würden darin mit Freuden einwilligen."

"Keiner, Mutter, der geliebt wird. Suze muß mit!"

"Sprich mit Gabriel, der ist kühl und vernünftig."

"Kühl! Ja, das war er. Sie fühlte das immer mehr; seit er ihr Geliebter sein sollte und nicht ihr Freund, entfernten sie sich, statt sich zu nähern. Lag es an ihr?

Müde schlich sie heute, nach langen Irrfahrten, in ihr Kinderzimmer.

Wie schön und ruhig war die Zeit, als sie nur die alte Suze und ihre Puppe geliebt! Das Püppchen war ihr wie ein Kind gewesen, alle Tage hatte sie's gefüttert und zu Bett gebracht. Jetzt seit Wochen nicht mehr. Sie schämte sich, aber es zog sie eine Art Sehnsucht nach dem Bettchen.

Das Puppenkind lächelte, wie es gelächelt am seligen Weihnachtsabend vor vielen Jahren, als es unter der Tanne lag; sein Mündchen war etwas bleich geworden von den vielen Küschen, sonst hatte es keinen Schaden gelitten.

Scheu sah sich das Mädchen um, es dunkelte schon, sie nahm das Wachskindchen heraus und küßte es vorsichtig, indem sie flüsterte: "Zum letzten Mal! Es wohl, ich hab Dich lieb gehabt!"

Eine alte Frau kam hereingehumpelt; sie machte sie zärtlich daran, ihren Liebling auszuziehen. Worte gab es nie zwischen ihnen; die Thaten sprachen. Durch die Vernachlässigung der Eltern war Maria fast zu ihrem Kinde geworden.

"Suze!" sagte das Mädchen und strich ihr über die runzlige Wange, "verlaß mich nicht, komm mit in das neue Haus, es hat so viele Zimmer, daß man sich darlaufen kann."

Viele Zimmer, Fräulein Maria, und doch keins für die alte Suze! Es ist sehr lieb von Ihnen, wär' aber doch ein Unglück für uns beide. Dieser Herr mag nichts Unnützes, und das bin ich leider. Sie braucht nun eine junge, fixe Jungfer, die es versteht, Ihnen den Staat anzulegen, von dem ich kaum den Namen weiß. In dem neuen Hause hat die alte, lahme Suze keinen Platz! Nur aus Ihrem Herzen, Fräulein Maria, kann mich nichts vertreiben, und der Platz ist mir an der liebste. Gott segne Sie dafür."

Die ganze Nacht lag Maria wach in ihrem Bett; es war ihre erste schlaflose Nacht. Nur noch kurze Zeit, — was dann? Glück oder Unglück? Ein Drittes gab es hierbei für sie nicht. Ahnungsschauer gingen durch ihre Seele; aber nicht licht, wie eine ihrer Freundinnen geschildert, die den unscheinbaren Mann heirathete, die sie erst nicht haben sollte.

Diese Freundin schrieb Briefe, als wäre sie im Paradies. Es sei noch weit, weit schöner als alles, was sie zuvor geträumt.

Maria zündete eine Kerze an und entfaltete die leichte Brieblättchen; ein Myrten-Reis fiel heraus. Sie las wieder und wieder, aber ihr wurde nicht besser Muthe; Furcht erfüllte sie.

Vor ihrem Eden stand ein Engel mitflammende Schwerter. Sie löschte das Licht, barg das Gesicht in die Kissen und weinte.

"Weshalb, weshalb liebt er mich nicht? — Nein, nein, er liebt mich nicht!"

3.

Gabriel fragte nicht: "Liebt sie mich?" Er dachte darüber nach. Von jeher gewohnt, Liebe zu empfangen, nicht zu geben, erschien es ihm ganz selbstverständlich. Sein Stolz, der sich seitdem er reich war, vor dem kleinsten Gabe aufzubläumen, nahm dies wertvollste Geschenk des Menschen ohne Dank, ja ohne auch nur den geringsten dessen Werth zu ahnen, achtlos an. Er brauchte sie, brauchte Maria als Edelstein für die goldene Fassade seines Hauses. Eisrig wie immer ging er daran, die Räume auszufüllen, nichts schien ihm kostbar genug aus aller Herren Ländern sam es zusammen.

Seine jammervolle Kindheit diente zur Folie des heutigen Glanzes. Nun würde doch endlich jemand diesen Luxus genießen, für den er keinen Geschmack hatte, der ihm eine Last war. Zum ersten Mal empfand er, welche Freude es ist, für jemand, dem man gut zu sorgen.

Nur ein Gedanke, der sich nicht abweisen ließ, der immer wieder kam, quälte ihn, der Gedanke: "Hätte ich das alles für Liza thun dürfen!" — Im Bachen und Träumen tauchte ihre Gestalt vor ihm auf, wie eine Warnerin; bitter rang er mit ihr.

Maria, nicht Liza, gehörte der Platz! Weshalb trübte sie sein Glück? Weshalb hörte er sie immer sagen: "Mir gehört du, mir!" Er würde zeigen, daß anders wäre. In seiner Seele verglich er die Mädchen. Maria war viel schöner. Im Reichthum aufgewachsete sie ihre edle Gestalt alle Vortheile sorgfältiger Verteilung, während Lizas schmächtige, damals fast kindliche Erscheinung zurückwich wie die Feldblume vor der Gartenblume, und doch . . . aber es war Unsinne! Sie war tot für ihn, wollte tot sein, er wollte leben.

Er sah Maria täglich; vor dem älteren Freunde sie nie scheu gewesen, vor dem Liebenden schien sie zurückzuweichen. Auch ihm ward es klar: sie entfernte sich von einander.

Schweigsam saßen sie am kleinen Springbrunnen

jedes in Gedanken. Das Wasser plätscherte, als schwache es ein Geheimniß aus: „Ihr gehört nicht zusammen, trennt euch, solang es noch Zeit ist!“

„Hast Du nie einen Freund gehabt, Gabriel?“ fragte das Mädchen.

„Niel! Ich reiste zu schnell von Ort zu Ort, man trennte sich, vergaß sich.“

„Ich möchte nicht reisen, wenn man dann keine Zeit hat, jemand lieb zu gewinnen.“

„Männer haben mehr zu thun, die müssen vorwärts, oft nicht rechts noch links sehen; über Freund und Feind geht der Weg manches Mal, wie der Wagen des indischen Gottes Dschagannath, hinauf zur höchsten Spitze. Man kann nicht von der Liebe leben.“

„Aber ohne Liebe auch nicht, Gabriel! Giebt es etwas kostbareres im Leben zu gewinnen als ein Herz? Manchmal ist mir Angst, ich gewinne Deines nie.“

„Meines?“ sagte er leichthin, „ich glaube, ich habe keines.“

„Hast Du wirklich noch niemand lieb gehabt? Nicht Deine Mutter?“

„Sprich nicht von ihr!“ rief er finster, „gerade dort schätzte es mir, ich war ein roher, egoistischer Bursche, ein schlechter Sohn. Ich hätte noch jemand lieben müssen, Maria, aber auch das that ich nicht, ich nahm Wohlthaten und gab Misshandlungen zurück.“

„War's eine Schwester? Ein Bruder?“

„Eine kleine Verwandte, Maria; wir wuchsen als Kinder neben einander auf. Die hätte ich doch lieb gewinnen müssen, wenn ich ein Herz hätte, nicht wahr? Nicht einmal gedacht habe ich ihr, bin von ihr gegangen, wie der fatte Hund von der leeren Schüssel. Berachte mich deshalb; ich thue es selbst.“

„Dir verachten, Gabriel? Ich beläge Dich! Wie traurig! Und nun kannst Du es nicht gut machen?“

„Sie sind beide tot, oder so gut wie tot.“

Er erzählte ihr seine ganze Kindheit. Wie er sich darauf gefreut, für sie sorgen zu können, aber die Mutter sei lange gestorben und Lisa verschollen; nicht das kleinste Zeichen habe sie ihm hinterlassen, nicht eine Spur, nichts als einen Stachel. „Ich zürne ihr, ich hasse sie, ich will sie vergessen!“ schloß er, „ich will glücklich sein und dazu sollst Du mir helfen, Maria!“

„Ich?“ wiederholte sie nachdenklich, „wenn ich das nur kann!“

„Du!“ rief er leidenschaftlich. „An Dir will ich gut machen, was ich gegen sie gesucht, auf den Händen will ich Dich tragen, Deine Wünsche errathen, Du sollst erfahren, daß ich doch ein Herz habe!“

„Wenn ich nur Lisa wäre!“ flüsterte sie.

In seiner Seele flang der Wunsch mißtönend wieder. Er fügte ihre Hand und ging.

Heute wußte sie eines: weshalb er sie nicht lieben könnte! Er hatte Lisa geliebt! Noch mehr, er liebte sie bis auf den heutigen Tag! Durch alles flang's hindurch, durch seinen Born, durch seinen Hof. Wenn er sie wiedersehe, — und es wäre zu spät? Ihr wurde fast. Wenn er aber allein und verlassen bliebe, und sie hätte die Stelle neben ihm aufgegeben aus Furcht, die Stelle der Trösterin, die ihr immer so verlockend erschien? Von klein auf waren die Leidenden, die betrübten ihr näher gewesen als die Glücklichen. Ein sehnüchsiges Gefühl nach ihm regte sich in ihrer Seele. Sie weilte noch bis spät am Brünchen, die widerstreitendsten Gefühle zogen durch ihr Gemüth. Ihre Eltern waren ausgegangen, wie gewöhnlich, niemand kümmerte sich um sie als die alte Suze. Schon ein paar Mal war diese gekommen; erst mit einem Tuche, dann um Maria zum Abendbrot zu verlocken; immer umsonst. Es wurde finster, alles dunkel um sie her. Von fern grollte in der schwülen Sommernacht ein Gewitter. Ihr würde es keine Befreiung bringen von dem Drude, der auf ihrer jungen Seele lastete!

Die Eltern kamen nach Hause; sie fragten nicht, sahen nicht einmal, daß sie geweint hatte. Leise ging sie in ihr Stübchen.

Als sie in ihrem weißen Bette lag, es war noch das Kinderbett, nur etwas verlängert, bemerkte Suze: „Na, es wird Zeit, daß Sie da herauskommen; längst hätten Sie ein neues haben müssen, aber daß unser Fräulein eine große Dame geworden, daran dachte niemand.“

„Ach, Suze,“ flüsterte Maria, indem sie die Arme um die Alte schlang, „wer doch klein bleiben dürfte!“

(Fortsetzung folgt.)



Nachdruck verboten.

Besieglt.

Novelle von Tur Hedberg.

Sie hasste das Meer, hasste es mit dem blinden Hass der Eifersucht. Es stand in ihrer Einbildung seit wie ein lebendiges Wesen, mit Gefühlen, ihren eigenen ähnlich. Obgleich sie wußte, daß es nicht so war, hielt sie doch fest an diesem Phantasie-Bilde, von einem Bedürfnis getrieben, etwas Wahres gegenüberzustehen.

Mitten im Lande geboren, in einer reichen, lächelnden Natur, hatte sie nie das Meer gesehen. Ihre Mutter hatte sie nie gelaunt. Ihr Vater war Landmann, Besitzer eines kleinen Gutes, das er fast mit der Zärtlichkeit eines Liebenden pflegte. Von ihm wurde sie in Liebe zur Erde, der erzeugenden, fruchtbaren Erde, erzogen.

Als sie das Alter erreicht, wo sie tapfer gehen konnte, begleitete sie ihren Vater auf Feld und Acker; wurde sie müde, so setzte er sie auf seine Schultern und trug sie, während sie sich mit ihren kleinen Armen an seinem Halse festhielt, lachend und stolz, so hoch über der ganzen Welt zu sein. Doch bald lernte sie, daß sie höher kommen konnte, hoch in die Wipfel der Birkeln, wo der Wind sie schaukelte, daß sie die Augen schließen mußte, um nicht schwändig zu werden und hinunterzufallen.

Als sie älter wurde, nahm sie an den Arbeiten des Gehöfes teil. Im Herbst und Frühling ging sie hinter dem Pflug und mahnte die Ochsen, die träge die schwarzen Furchen in die Erde zogen. Im Winter konnte sie Stundenlang stehen und den Schnee stampfen, um die Füße zu erwärmen, während sie wartete, bis ein Kiefernbaum des Waldes unter der Art fiel. Der Sommer war ihre beste Zeit; der Sommer mit dem Mähen und der Henernte, wenn die Sonne so heiß schien und der lauwarme Wind den Duft von den Biegen weit umher verbreitete, — der Spätsommer, wenn das Getreide geschnitten wurde und die Hoden auf den Feldern wie lange Reihen von Soldaten standen.

So wuchs sie auf. Als sie confirmirt war und ein langes Kleid bekommen hatte, verlor sie ein wenig den Geschmack für ihre früheren Beschäftigungen; das Gefühl aber, daß ihr ein nie erschöpfendes, sich immer erneuerndes Vergnügen gegeben hatte, die Liebe zur Erde, zum Walde, zu Acker und Feld, das verschwand nicht, wechselte nur den Charakter.

An Stelle der rastlosen Thätigkeit trat jetzt ein träumendes, gedankenvolles Gefühl, das ihr zuweilen ohne äußere Veranlassung Thränen in die Augen brachte.

Sie war zwanzig Jahre geworden, ohne ihr Vaterhaus jemals verlassen zu haben. Wo die Besitzungen ihres Vaters aufhörten, da schien auch ihr die Welt zu Ende. Ihre Sehnsucht und ihre Träume gingen nicht weiter. Ihr Leben war in diesem engen Kreise so voll und reich, nahm alle ihre Kräfte und Talente in Anspruch, gab ihr einen so gefälligen Austausch von Glück und Zufriedenheit, daß das Unbekannte, Ungesuchte im Ernstige Platz in ihrem Innern fand.

Das Meer, — sie wußte kaum, was es war. Zum ersten mal machte sie sich eine Vorstellung davon: Wasser um Wasser, Wasser bis in's Unendliche, doch konnte sie kein klares Bild davon erhalten.

Plötzlich griff etwas Schicksals schweres in ihr Leben ein. — Es kam in Gestalt eines jungen Mannes mit frischem, sonnenverbranntem Gesichte, hellen blauen Augen, deren Pupillen sich zuweilen zusammenzogen, als wenn sein Blick in die Ferne schweiste, mit einer Stimme, die klar und munter, aber ein wenig vorlaut klang, als ob sie an Geräusch gewöhnt wäre. Gang und Bewegungen waren so ungleich von dem, was sie bis jetzt gesehen.

Sie hatte einen langen Spaziergang durch den Wald gemacht, wo sie unter den dunkeln Tannen eine ganz wehmütige Stimmung überkam.

Als sie aber dann wieder auf die Wiesen gelangte, die frisch gemäht waren, um wo das Heu in großen Haufen zusammengefahren stand, da überfiel sie plötzlich eine knabenhafte, ungöttliche Ausgelassenheit, ganz wie in früheren Tagen, und eine unbeschreibliche Lust, sich in das duftende Heu zu werfen. Sie sah sich um, — es war niemand zu sehen.

Da nahm sie einen Anlauf, warf sich auf einen der Haufen und arbeitete sich bis zur Spitze hinauf. Gerade beim Hinunterfahren hörte sie plötzlich ein überraschendes: „Oho!“ und sah eine männliche Gestalt sich schnell unten emporheben.

Sie wollte sich mähigen, aber es war zu spät. Sie hatte Fahrt bekommen und mußte bis zu Ende rollen. Feuerrot stand sie auf und fing an, ungefähr und verwirrt die Heustoppeln, die an ihrem Kleide haften geblieben, abzuschütteln. Er stand und sah ihr zu, ebenso erstaunt und verwirrt wie sie, er wollte sichtbar Worte der Entschuldigung stammeln, fand in dessen keine, sondern wiederholte nur sein: „Oho!“

Da gewann sie endlich so viel Selbstbeherrschung, daß sie ihm wegen seiner unerwarteten Anwesenheit einen beleidigten Blick zuwenden, den Rüden fehren und von dannen gehen konnte.

Sie beschleunigte ihre Schritte, ohne sich umzudrehen, bis sie wußte, daß er sie nicht mehr zu sehen vermochte. Dann blieb sie stehen und setzte sich auf einen Stein. Sie hatte Lust zum Lachen und Weinen, — wie konnte sie auch auf eine so dumme Idee kommen, sie, die zwanzig Jahre alt war! Was würde er von ihr wohl denken! Allmählig wandte sich ihr Born gegen ihn, — besonders reizte sie dies „Oho!“ — es reizte sie ganz ungemein.

Beim Mittagessen sprach sie ihren Vater aus und erfuhr, daß der Fremde wahrscheinlich ein Verwandter des Pfarrers sei, ein junger Seemann, der bei diesem zum Besuch wär.

Ein Seemann! Sie wußte nicht weshalb, aber ihr Widerwillen gegen ihn wuchs von neuem.

Einige Tage darauf sah sie ihn zum zweiten Mal in einer Gesellschaft beim Pfarrer; als er ihr vorgestellt wurde, bemerkte sie, daß er den Mund unwillkürlich zu einem Lächeln verzog. Da nahm ihre Entrüstung überhand und den ganzen Abend behandelte sie ihn mit salter, dochmütiger Würde und antwortete ihm kaum, wenn er sie anredete. Im stillen aber beobachtete sie ihn genau und ihr Widerwillen wurde immer größer. Alles an ihm mißfiel ihr, und zur selben Zeit flößte es ihr unfreiwillig Interesse ein.

Eine Woche verging, ohne daß sie einander sahen. Da begegnete sie ihm eines Tages im Walde so unvorbereitet, daß

sie nicht ihrem ersten Impuls folgen konnte, — ihm aus dem Wege zu gehen. Das Blut schoß ihr in die Wangen; als er sah, daß sie erröthe, wurde auch er verlegen, und da erröthe sie noch mehr. Er näherte sich ihr mit einer eigenthümlichen Mischung von Ungeschicklichkeit und Freimüthigkeit, nahm den Hut ab und sagte: „Sie sind mir doch nicht böse, Fräulein?“ Seine Stimme klang so reuevoll, daß sie gegen ihren Willen erweicht wurde. Ihr erster Gedanke war, ohne Antwort von ihm weg zu gehen, aber dann kam ihr alles so komisch vor, daß sie plötzlich zu lachen anfing. Er folgte bald ihrem Beispield und von dieser Stunde wurden sie gute Freunde.

Sie trafen einander öfter, zuletzt täglich. Ihr Verhältniß war das zweier Kameraden, frei und ungezwungen, ohne daß eine Spur von Galanterie darin lag. Sie gingen neben einander her mit gleichem Schritt, eine Stunde, zwei Stunden, sprachen zuweilen, schwiegen auch, ohne daß die Stille sie förderte; dann schieden sie mit einem Händedruck und der unausgesprochenen Uebereinkunft, sich den nächsten Tag wieder zu treffen.

Sie führte ihn in ihre Welt ein und machte ihn damit vertraut. Er sprach ihr vom Meere, von lustigen Ereignissen, fühlten Schiffahrten, Rettung aus Not und Lebensgefahr. Er erzählte ihr von seinem Vater, der vor vielen Jahren an einem Hochstahlende zur See ging, um nie wiederzukehren. Wenn er vom Meere zu erzählten begann, wollte er nicht aufhören; sie hörte ihm auch gern zu, — bekam sein Gesicht doch jedes Mal einen so hübschen, frischen Ausdruck, und in seinen Augen lag ein tiefer Glanz.

Plötzlich trat in der Gegend eine gefährliche Halskrankheit auf, von der auch sie ergriffen wurde. Einige Tage schwieb sie zwischen Leben und Tod, doch ihr jugendlicher Körper überstand die Gefahr. Als sie sich auf dem Wege der Besserung befand, ging eine wunderbare Veränderung in ihrem Gesichtsleben vor. Die stille Freude, in der früher ihr ganzes Wesen ausgetragen hatte, war einer pochenden Unruhe, einer unklaren Sehnsucht brennend heißer Wünsche gewichen. Während sie unthalig dalag, erwachte in ihr das Bewußtsein der Liebe. Sie ahnte es mehr, als daß sie das neue, seltsame Gefühl verstand; eine Liebe, so ungleich der, die sie für ihren Vater, für ihr Heim und alles das empfand, was sie seit ihrer Kindheit umgab; ungleich größer und reicher, vielleicht aber nicht so glücklich. Es lag was Störendes, Drohendes, etwas Erschreckendes darin, eine Dissonanz, die durchdrang. — Sie verstand dieses Gefühl lange nicht, aber schließlich wurde es ihr klar. Eines Tages fuhr sie aus einem leichten Nickerchlämmer auf mit der Empfindung, daß sie von etwas seltsam Großem, beinahe Unfaßlichem geträumt hatte, etwas Formlosem und Phantastischem, aber doch Lebendigem, das drohend und mit einem dumpfen Donner wie ein fernes Unwetter ihr entgegensegte. Es kam immer näher, sie wollte fliehen, vermochte es aber nicht; vor Angst war sie erwacht. — Der Traum verfolgte sie lange; allmälig entfloß er, aber sie vertiefe sich doch noch oft in Gedanken darüber.

Sie erinnerte sich an ein Gespräch, das sie einmal mit ihm gehabt, eines von den letzten, ehe sie frank wurde; es war, als er von seinem auf der See ertrunkenen Vater gesprochen hatte; sie erinnerte sich Wort für Wort, sie sah sein Gesicht, den tiefglänzenden Blick, in dem sich etwas wie aus der weiten Ferne abspiegelte. Sie wußte jetzt, was es war, — es war das Meer, — und mit einem Male wurde es ihr klar, wie leidenschaftlich er es liebte, dieses Meer; sie verstand, welchen furchtbaren Rivalen sie hatte, und Reid bedächtigte sich ihrer. Am ersten Moment ergab sie sich machtlos und zeknirscht dieser Gewissheit. Das Meer trat ihr wie in dem Traume entgegen: eine unfähige, übermächtige Gewalt, gegen die ihr Herz nichts vermochte. Dann erwachte aber der Trost in ihr und die Überzeugung, daß auch sie jetzt eine starke, siegreiche Macht, ihre Liebe, hätte, und sie beschloß, mit dem Meere den Kampf aufzunehmen; er mußte zwischen ihnen wählen!

Dieser Gedanke gab ihr die Kräfte wieder; sie genos schnell, und eine Woche später konnte sie zum ersten Male hinausgehen. Sie sahen sich wieder, aber beide fanden sich von diesem Wiedersehen getäuscht. Sie hatte sich danach gesucht, davon geträumt, sich Vorstellungen darüber gemacht, und es erschien sich nichts von dem, was sie gehofft. Sie fühlten sich einander fremd, es war etwas Bekanntes in ihr Verhältniß hineingeblendet, als ob sie einander etwas verbargen und davon wüssten. Sobald er das erste Mal vom Meere aufging zu sprechen, unterbrach sie ihn bestig: „Sei still, — warum mußt Du immer davon reden! Es plagt mich, hörest Du, ich will es nicht!“

Er sah sie erstaunt und fragend an.

Sie begegnete seinem Blick, ihre Augen besaßen einen innigen Glanz, ihre halbgeöffneten Lippen lächelten ihm zu.

Einen Augenblick mieden sich ihre Blicke; dann umfaßte er sie plötzlich, drückte sie fest an sich und küßte sie.

Von diesem Augenblide an that sie alles, um das Meer aus seinem Sinne zu bannen, um ihn ganz mit ihrem Bilde zu füllen; sie bot all ihre erwachende weibliche Bezauberungsmacht auf, um diese unbekannte Schönheit zu verdunkeln, die, obgleich fern, seine Sinne doch gefangen nahm. Sie oder das Meer, — sie durften sich in seine Liebe nicht theilen!

Diesmal siegte sie, oder sie glaubte es wenigstens. Er versprach ihr, seinen Beruf als Seemann aufzugeben, das Meer zu verlassen, sich in ihrer Heimat niederzulassen, um allmälig die Verwaltung des Gutes zu übernehmen, da ihr Vater älter wurde und bald eine Stütze brauchte.

Jetzt war sie stolz, siegesfroh und glücklich. Das Glück machte sie noch hübscher und anmutiger; dadurch wurde auch er vollkommen zufrieden und vergaß fast ganz sein altes, liebes Meer.

Sie heiratheten. — Ein Jahr verging, ohne daß der Friede getrübt wurde.

Da fühlte sie plötzlich, daß sich etwas in ihr Leben hineinschlich, was langsam, still und unbemerkt ihr Glück untergrub. — Es hatte keine bestimmte Form, sie konnte es sich nicht klar machen und dadurch bekämpfen; es war aber da, ein unsichtbarer, unverlebbarer Feind. Es zeigte sich in dem veränderlichen Wesen ihres Mannes, in der rastlosen Unruhe, die er ihr zu verbergen suchte. Sein Blick hatte so etwas unendlich Leidendes, daß er ihr in's Herz schnitt. Er sagte ihr nichts, blieb zärtlich und liebevoll wie früher, allein zuweilen glaubte sie doch, daß er sie nicht mehr liebte.

Es war an einem stürmischen Abend im Spätherbst. —



H. Corrodi. Roma.

Der heilige Brunnen in Jerusalem.
Nach dem Bilde von H. Corrodi. — Siehe Seite 40.

Die Lampe brannte im Wohnzimmer und warf einen milden, ruhigen Schein über das Zimmer. Sie saß am Tisch und nähte; er stand am Fenster, indem er in's Dunkle hinausstarre. — Der Wind heulte und jaulte und schüttelte das Haus, daß die Fensterscheiben klirrten.

Sie hatten lange geschwiegen. Zuweilen sah sie von der Arbeit auf, ihm einen eiligen, forschenden Blick zuwärts. — Schließlich legte sie die Arbeit weg und schaute ihn immerwährend an, als erwarte sie, er sollte ihren Blick fühlen und sich ihr zuwenden.

Er bewegte sich nicht. Da stand sie endlich auf, ging zu ihm und legte die Hand auf seine Schulter.

„Wie schön warm und gut wir es hier haben,“ sagte sie, „wie ruhig und sicher fühlt man sich hier, wenn man den Sturm



Florentinischer Edelknabe mit Muff. Nach Benozzo di Gozzoli. 15. Jahrh.



Schauben-Muff.
Nach Hans Holbein dem Jüngeren. 16. Jahrh.



Aermelstüge als Erbs für den Muff. 16. Jahrh.

da draußen hört! Sage, findest Du es nicht auch?“

Er antwortete nicht, bewegte sich nicht.

Sie schmiegte sich fester an ihn, beugte sich ein wenig vor und zog ihm in's Gesicht.

„Woran denkst Du?“ fragte sie bittend.

„Ich gedenke aller derer, die heute Nacht für ihr Leben da draußen auf dem wilden Meere kämpfen.“

Ihr Arm fiel traumlos von seiner Schulter, sie wandte sich von ihm ab und verließ eilig das Zimmer.

Es war, als hätte sie einen Schlag bekommen.

Es war das erste Mal seit ihrer Verheirathung, daß dieses Wort zwischen ihnen genannt wurde. Jetzt war ihr alles offenbar, ja es schien ihr, als hätte sie es längst verstanden, aber der Wahrheit entstehen wollen.

Sie begriff, daß es das Meer sei, das wieder seine Sinne gefangen nähme; daß er sich nach dem Meere sehnte, — von ihr zu scheiden wünschte!

Der Winter schwand — und auch ihr Glück!

Eines Tages zeigte er ihr einen Brief aus seiner Heimat, einem kleinen, fernliegenden Dörfchen an der Küste. Der Brief enthielt die traurige Botschaft, daß seine Mutter im Sterben liege und nur den einzigen Wunsch habe, ihren Sohn noch vor ihrem Tode zu sehen. Sie erblaßte während des Lesens.

„Wirst Du gehen?“ fragte sie mit eigentümlich trockener Stimme und sah ihn erwartungsvoll an.

„Ja!“ sagte er in kurzem, hartem Tone.

Beide schwiegen eine Weile, es wurde zum ersten Male zwischen ihnen ein Streit ausgeschlagen, sie standen einander als Feinde gegenüber.

Sie fühlte jetzt, daß sie nachgeben müsse. Da ergriff sie die letzte Rettungsplanke, legte ihre Hand in die seine und bat demütig und eindringlich: „Läß mich mit Dir gehen!“

Er sah sie an, und sein Mund verzog sich zu einem traurigen Lächeln.

Muff mit Schleifen-Garnitur.
Nach Wenzel Hollar. 17. Jahrh.



Zwei Tage darauf, spät am Abend, sah sie in einem Zimmer niedrig und eng wie eine Gajute, mit eigentümlichen, alten Möbeln, und an der einen Wand hing ein großes Gemälde, das ein Schiff mit vollen Segeln vorstelle. Ihr Mann lag angestellt auf einem Sofá und schlief. — Im anderen Zimmer lag die Mutter, — eine Leiche.

Sie waren vor einigen Stunden angekommen, aber zu spät; — die alte Frau war schon tot. Der Sohn wurde von einer heftigen, reuevollen Trauer ergriffen, deren Gewalt seine Frau erstickte. So hatte sie ihn nie gesehen. Es war, als hätte sie in einen verborgenen, heimlichen Versteck seiner Seele hineingeschaut, und in ihrem Inneren erwachte ein unklares Drängen; vielleicht konnte es durch sein, vielleicht auch etwas anderes, — Besseres, Schöneres.

Er war vor innerer Erregung und Abspannung endlich eingeschlafen. Der Schmerz war aus seinem Gesichte gewichen

Muff mit Peristikerei-Ginsay.
Nach Wenzel Hollar. 17. Jahrh.

und hatte einem heiteren, glücklichen Ausdruck Platz gemacht, einem Ausdruck, den sie lange nicht gesehen, und der sie weit mehr schmerzte als seine Trauer.

Sie fühlte sich selbst so entsetzlich müde, doch dachte sie nicht an Schlaf! Ihre Brust schien so bellkommen, daß es nur Erleichterung durch Thränen gab, — sie wollte aber nicht weinen.

Sie war voller Trost und Erbitterung, denn im Dunkeln, nur einige hundert Schritte entfernt lag es, dies Meer, das sie hasste, und das ihr Glück genommen hatte. — Sie stand auf und ging zum Schrank, wo die Lampe stand. Da fiel ihr Blick auf ein Bild. Zuerst glaubte sie, es wäre ein Bild ihres Mannes, dann entdeckte sie aber, daß das Gesicht älter wäre. Sie erkannte seinen Vater, ihn, der vor Jahren den Tod in den Wellen gefunden. Sie schauderte und wandte sich eilig um; sie ging zum Fenster und starrte mit brennendem Blick in's Dunkle hinaus. — Sie sah nichts, aber wußte, daß es da lag, das hungrige Raubthier, und es kam ihr vor, als zöge es sie zu sich mit seltsamer, unwiderstehlicher Macht.

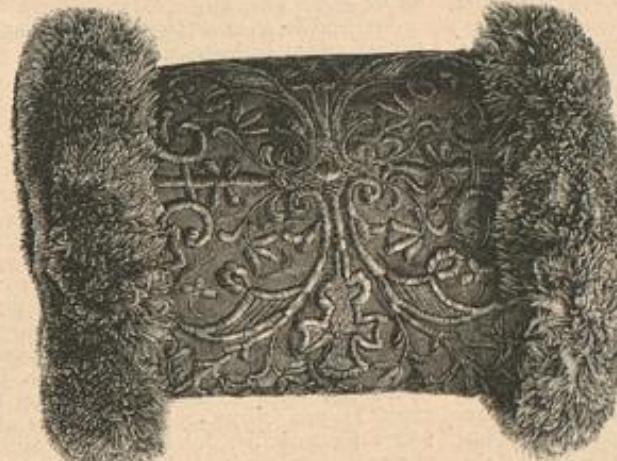
Sie blieb unsicher nach ihrem Manne, nahm eilig Hut und Mantel und ging hinaus.

Sie mußte das äußere Zimmer durchschreiten, wo die Alte tot lag.

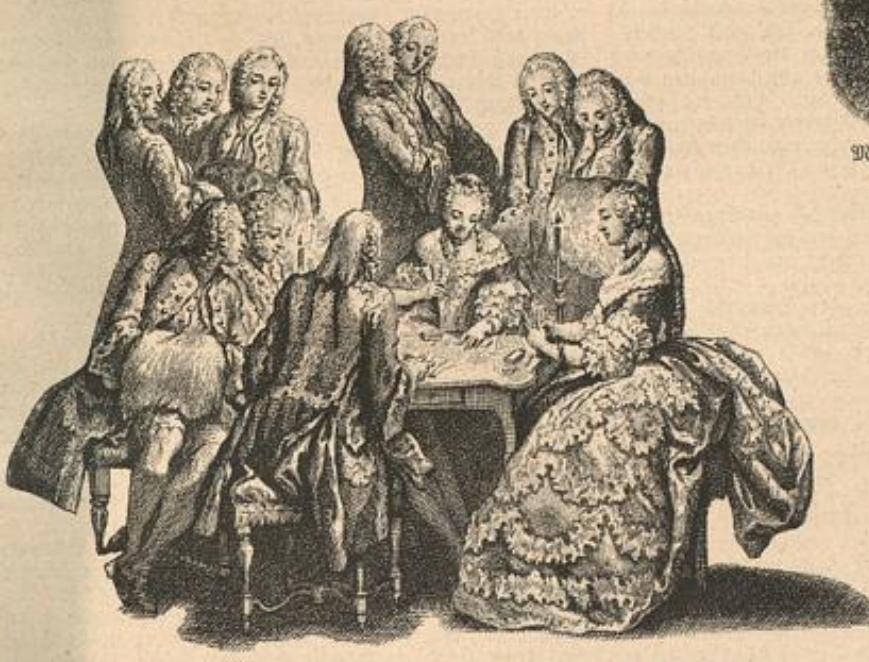
— Das Licht warf einen schwachen Schein auf das Bett mit seinem weißen Laken und dem blässen Gesicht auf dem Kopftisken. Sie blieb stehen und betrachtete das Antlitz der Abgeschiedenen.

Es war so klein und zusammengezrumpft, erstarb von der Kälte des Todes; die Stirne war weiß und rein, die Nünzen aber, die das Leben gefordert, waren fast alle geglättet und die stummen Lippen geschlossen. Auf dem Gesichte ruhte das Gepräge stiller, froher Resignation, die Ergebung in eine Macht, deren Größe man nicht niedergewingen kann. — Es wurde der jungen Frau sonderbar zu Muthe, als sie so in Betrachtung verloren da stand, es kam ihr vor, als redeten die gelassenen Züge zu ihr, erzählten ihr und belebten sie.

Endlich entriß sie sich ihren Gedanken und eilte hinaus. Sie durchwanderte das Dorf mit seinen kleinen Häusern und erleuchteten Fenstern. Bald lag es hinter ihr, und sie fühlte, daß sie einen weiten Raum vor



Muff mit Goldstickerei-Ginsay. Ende des 17. Jahrh.
1/2 der natürlichen Größe. Original im Privat-Besitz.



Der Herren-Muff am Hofe Ludwigs XV. 18. Jahrh.

Sie hatte also nicht gesiegt, hatte den Kampf wieder zu erneuern! — Nach der ersten Bergweisung erwachte der Troß abermals, größer und bitterer als vorher. Sie nahm den Kampf auf, aber fühlte bald mit entsetzlicher Bitterkeit, daß nicht sie die Stärkere wäre, daß das Meer sich nicht noch einmal besiegen ließe. — Da mußte sie es hassen, als wäre es ein lebendiges Wesen, hasste es als den Todfeind ihres Glückes und ihrer Liebe.

Es verfolgte sie wie eine Vision, — immerwährend sah sie eine Mahnung in ihres Mannes Auge, sah es im Sonnenchein, wenn sein Auge hell wurde, sah es in der Ferne, blau und unendlich, mit einem verführerischen Lächeln, sah es an stürmischen Herbsttagen mit seinen weißhäutigen Wogen ihn locken. Obgleich sie merkte, wie ihn diese ewige Sehnsucht verzehrte, wollte sie nicht nachgeben. — Sie sollte ihn von sich lassen, auf dieses unbekannte, treulose Meer? Nein! Lieber sterben!



Muff mit Taschen und Plastron-Stickerei. 18. Jahrh.
1/2 der natürlichen Größe. Original im Privat-Besitz.

Der Muff. — Siehe Seite 38.

sich hätte. Ein kühler, frischer Wind strich ihr entgegen, und aus der weiten Ferne hörte sie einen eigenhümlichen, brausenden und seufzenden Laut. Sie ging vorwärts, den sandigen Weg entlang, gesensten Blickes und flößenden Herzens. — Der eigenhümliche Laut näherte sich, behielt aber zur selben Zeit den Charakter von etwas Entlegenem, Unfaßlichem, wie von Lauten, die im Traume vernommen werden.

Sie blieb erst stehen, als die Wellen ihre Füße umspülten, dann erhob sie den Blick und schaute — das Meer.

Sie sah und sah, und während der Zeit entfloh das Dunkel, und die Meeresfläche breitete sich vor ihr aus, vom Frühlingswind wogend, immer größer und größer, bis in's Unendliche. Da schmolzen ihr Hals und Kopf, da ahnte sie, wie mächtig schön es war, da verstand sie, daß, wenn es einmal ein Herz mit Liebe erfüllt, diese nie verlöschen, nie verdunkelt werden könnte, sondern in ewiger Sehnsucht brennen müsse. — Sie fühlte Reue und Scham, wie sie da stand; sie, schwach und gebrechlich, mit menschlichen Leidenschaften, kleinlichen Gedanken, hatte gewagt, den Kampf mit diesen ewigen Wellen, diesem blauen, unendlichen Meer aufzunehmen! Sie hatte nicht verstanden, sich in das Sein ihres Mannes hineinzuleben, ihr Wünschen und Fühlens ihm zum Opfer zu bringen, ihr Bild mit dem des Meeres zu verschmelzen!

Diese Erkenntniß demütigte und erhob sie zur selben Zeit, machte sie ungünstig und glücklich.

So rastete sie lange, lange und dachte an das Leben, das ihrer wartete, — das Leben eines Seemanns-Weibes! Sie fühlte, was es war: Kurze Wochen voller Freude und Glück, lange Monate voll Angst und Erwartung; Herbstnächte, wo sie auf des Sturmes Tojen hordend nach liegen, wo sie aller ihrer Gedanken würde, die ihr Leben dem tobenden Meere preisgaben; — es stand unabänderlich fest, es mußte so kommen!

Sie war besiegt, aber sie fühlte den Sieg in der Niederlage.

Nachdruck verboten.

Tanzende Derwische.

Von Helene Böhlau.

Sie bitte den Leser, mir zu dem Kloster der Derwische zu folgen, das an der Hauptverkehrs-Achse dicht am Centrum von Pera, dem europäischen Stadtviertel von Konstantinopel, liegt.

Wir treten durch ein Thor von weißem Marmor in den geräumigen Vorhof. Er ist gedrängt voll von andächtigen Türken und neugierigen Fremden. Eine bunte Gesellschaft: Engländer, ein paar Franzosen, Deutsche mit dem Bäckerk unter dem Arm, heimtreisend aus Indien, die den sonderbaren Eindruck machen, als hätte das Klima der Tropen ihnen die oberste europäische Kruste abgeschmolzen, — endlich, sich hier halb und halb schon zu Hause fühlende Russen, Stangenjche Orient-Reisende, See-Offiziere und wohl auch beschiedene Handwerksburschen, die sich bis hierher durchgeschossen haben, — alle mit einander von den sehr klug dreinblickenden Dragomans und Hotel-Lohndienern geleitet und von den unvermeidlichen Kawassen, diesen uniformierten, mit riesigen Schleppfächeln bewaffneten Dienern der entsprechenden Gesandtschaften und Consulate, gegen Nord und Todtschlag sorgfältig bewacht und gehütet.

Es ist ein heißer Tag, es dauert lange, ehe sich die Thore des Klosters öffnen, und alles drängt sich in den Schatten unter die Platanen und an die Mauern. Endlich! Die Gläubigen werden zuerst eingelassen, was die Europäer, zumal die Engländer ganz unbegreiflich und höchst ungewöhnlich finden. Die Entrüstung der letzteren steigt aber auf's höchste, als von ihnen verlangt wird, den Hut beim Eintritt abzunehmen. Erst nach mehrfacher, energisch wiederholter Aufforderung bequemen sie sich zögerlich, einer nach dem anderen, diesem „unverschämten“ Anhören Folge zu leisten.

Ein weiter, runder, säulenumgebener Raum, in einsach würdiger Ausstattung, ohne jeden bildlichen Schmuck, zeigt sich uns; der mohammedanische Ritus verbietet ja jede Darstellung Gottes. Auf großen, grünen Tafeln stehen in schön geschwungenen, arabischen Schriftzügen die Namen Gottes, Mohammeds und der vier ersten Kalifen: Abu-Bekr, Omar, Othman, Ali. Auf den Emporen sehen wir dicht vergitterte Plätze für Frauen und für den Sultan (Padishah); durch die weit offenen, hohen Bogenfenster fällt der Blick auf den blauen, schiffbedeckten Bosporus und das asiatische Ufer, und aus dem Garten des Klosters lugen dunkle Cypressen-Wipfel herein; Möven und Adler ziehen vorüber.

Die Türken haben schweigend ihre Plätze eingenommen und harren andächtig des Beginns, aber auf der Seite der Europäer, der „Schaptali“ — Schaplaki heißen die Hütträger, im Gegensatz zu den Gläubigen —, geht es noch laut her; da wird geschwätz, gelacht, gedrängt, umhergestiegen, mit den Lohn-dienern um bessere Plätze gezankt, ohne jede Rücksicht.

Der Prior (Scheid) des Klosters ist mit ruhigem Schritt bis in die Mitte des Raumes getreten und hat sich mit gefreutzen Armen in der Richtung nach Melka verneigt. Ein Gejag mit wunderlich eintöniger Hüttenbegleitung ertönt. Sänger und Musiker bleiben jedoch unsichtbar. Diese leisen Klänge tragen etwas Eigenhümliches, Elementares an sich; ich könnte sie kaum eine Kunstschilderung nennen, sie sind eine Häufung von Lauten, die den gewaltigen Gang eines Natur-Ereignisses ankündigen. Zu meiner Bewunderung erinnerten mich diese uralten, überkommenen Weisen an Wagner, namentlich an manche Stellen aus seinen letzten Schöpfungen, in denen er sich auf den geheimnisvollen Grenzen hält, die zwischen der Kunst und den elementaren Ausdrücken des Menschenherzens hinzu führen. Aber die dumpfen, mißtümlichen Töne geben im ungenierten Geplauder derer verloren, die auf Mohammeds Gebeth zugelassen sind: „Verlangt ein Heide oder Ungläubiger eine Freilassit, so gib sie ihm, damit auch er Gottes Wort höre. Also zu handeln ist Pflicht und Vorschrift gegen solch unwissende Leute.“

Unter den Klängen des Gejages hat sich der Scheid der Sonne, dem Licht, zugeneigt und hat Kraft erbeten, um Kraft auszuholen zu können.

Er steht mit verzehrten Armen, und schon naht der Zug der Derwische. Sie tragen weiße Unterleider, sehr zartfarbige Mäntel und hohe, weiße Filzmützen; gebrechliche Greise gehen voran.

Jeder einzelne tritt mit einer tiefen Verbeugung auf den Scheid zu, läßt ihn auf Schulter und Arm und empfängt so die Kraft des Lichtes.

Der Scheid legt den Finger auf die Lippen, womit er sagt:

„Ich gebe Dir das Zeichen des Schweigens. Heilig sei Dir das Mysterium.“

So tritt ein jeder wieder zu dem Scheid und empfängt die Kraft und das Zeichen des Schweigens.

Darauf umwandeln die frommen Brüder in zwei Zügen und in dem Schritte, mit dem die Ritter in Wagners Parzival um den Gral gehen, den säulenumgebenen Platz, wonach sie sich langsam paarweise vor dem Scheid verneigen und mit sicherer Grazie von rückwärts auf eine der Säulen zuschreiten.

Das geschieht von Paar zu Paar, bis ein jeder an seiner Säule steht.

Nun herrscht tiefe Stille. Die Derwische haben sich niedergelassen, fallen mit der Stirn auf den Fußboden und beten, einige laut, fast in Ekstase.

Darauf neigt sich der Scheid wieder der Sonne zu, und während er sich erhebt, erönt ein vielstimmiger Ton, ähnlich einem gewaltigen Windstoß. Die Derwische stehen auf, legen ihre Mäntel ab und zeigen sich jetzt in ihren weißen, faltigen Gewändern, die noch ein paar Handbreit um sie her auf dem Boden liegen, wie man es auf alten Bildern heiliger Personen sieht.

Jetzt treten sie vor, einer gleich weit entfernt vom andern, und alle gleichmäßig gruppiert um den Mittelpunkt.

Die Musik schwoll an, und wieder geht ein Ton wie ein Windstoß durch den Raum: die Sterne bewegen sich im urewigen Tanze um die Sonne. So verkünden die Derwische im Tanze die Macht Gottes. Ein jeder hält seine Arme hoch erhoben, die eine Hand zum Himmel, die andere zur Erde gezeigt. Das ist so zu deuten: „Ich komme von der Erde und gehe aufwärts zum Himmel, das ist mein Weg, und ich empfange die Wohlthaten vom Himmel, um sie auf Erden zu üben und zu verteilen.“

Von dem Mittelpunkte der Dece hängt während dieser Ceremonie oftmals eine frische Rose herab, das Bild der Tugend. Sie soll daran erinnern, daß der nur, der tugendhaft ist, sich Gott, der den Lauf der Gestirne lenkt, nähern kann. Im Koran heißt es, wie ich schon einmal erwähnte: „Das menschliche Streben, Gott näher zu kommen, kann nur durch Tugend geschehen.“ Ein anderer Spruch, dessen ich mich hier gerade erinnere, und den ich niederschreiben will, um ihn nicht zu vergessen, da er mir bedeutend erscheint, lautet folgendermaßen: „Die Tugend ist der Mittelpunkt von zwei Extremen; so ist Demut eine Tugend, deren zwei äußerste Punkte Hochmut und Schwäche sind.“

Aber weiter zu dem Tanze der Gestirne.

Jeder einzelne der Tanzenden bewegt sich auf das sicherste, denn wie sollte die Allmacht Gottes, der die Welten um die Sonne sich ewig gleich bewegen läßt, symbolisiert werden, wenn ein Stern den anderen berühren würde? Der Dermisch, der sich des geringsten Verstoßes schuldig macht, dessen Kleiderraum den seines Nebensternes berührt, würde der Strafe nicht entgehen; daher gehört eine strenge Übung zu dieser Ceremonie.

Die langen weißen Kleider mit ihren festen, breiten Säumen liegen in weiten Kreisen; hierzu tönt unausgesetzt die gleichförmige Musik, die Musik der Sphären.

Der mittlste Dermisch, der die Sonne darstellt, um die sich die Gestirne drehen, ist ein Mann von großer Schönheit, eine schlanke Figur, zart gebaut, Gestalt und Kopf erinnern an die Bilder alter Perse.

Er führt die gleichmäßige, fast bewegungslose, rasche Drehung mit einer ganz ergreifenden Majestät aus. Wie um einen Grad schneller oder langsamer.

Der Ausdruck seines schmalen, zierlichen Kopfes und dessen Haltung athmet hoheitsvolle Hingabe. Seine Gewandung umschwebt ihn in Falten, als hätte sie der Meisel eines griechischen Meisters geschaffen. Seine Hände, die er wie die anderen Tänzer, die eine zum Himmel geführt, die andere zur Erde gezeigt hält, sind in ihrer Haltung wahrhaft bereit und von Geist und Willen durchströmt. Mehr als Worte es eindringlich sagen könnten, geben sie die Anschauung von dem Gedanken, der diese Haltung veranlaßte.

Was der wahre Künstler bei Schaffung seiner Gestalten hinzufügt, um ihnen das Wesen des Vollkommenen, des Erhabenen oder Eigenartigen zu verleihen, das hatte dieser Mensch durch den Gedanken, die Sonne zu personifizieren, sich selbst gegeben.

Als der Tanz beendet war, wandelten die Derwische wie zuvor in zwei Zügen durch den Raum und verneigten sich wieder paarweise vor dem Scheid. Darauf schritt ein jeder abermals rückwärts seiner Säule zu. Vor dem aber hatten die alten Derwische, die den Tanz nicht mehr mitmachen konnten, ihre von der Anstrengung glühend erhitzten Brüder wieder in die Mäntel gehüllt.

Nun zuletzt eine Scene, die etwas Rührendes und Ergreifendes an sich trug: Jeder einzelne berührte, bei dem Scheid beginnend, mit den Lippen die Hände seiner Brüder, und jeder einzelne erwiderte in derselben Weise den Kuß.

Das war die Ceremonie der tanzenden Derwische, zu der jeder Kawas, jeder Dragoman, jeder Commisionär seine Freunden führt, sodass sich schließlich die Meinung gebildet hat, daß sich die Derwische zum Besten der Engländer, Deutschen und Franzosen produzieren, und daß man in die Räume des Klosters wie zu einer Circus-Vorstellung gehen und sich danach benehmen kann.

Nachdruck verboten.

Der Muff.

Plauderei von August von Heyden.

Siehe die Abbildungen Seite 37 u. 40.

Sein sehr warmer April hatte früh schon die Heilbedürftigen nach Karlsbad gelöst, aber der türkische Mai hatte statt Blüthenblätter Schneeflöcken gestreut; mißharzig und welt hingen die jungen Triebe an Baum und Strauch. Ich trotzte, ein gestern erst erworbenes Lachenez um den Hals gewischt, die Hände geballt in den Taschen meines viel zu leichten Überziehers, nach der Halle des Mühlbrunnens, um mich an meinem letzten Glase der heißen Quelle wenigstens innerlich so lange zu erwärmen, bis das herrliche Frühstück im Café Pupp die Creatur zum Menschen machen sollte.

„Sie frieren wohl, lieber Professor?“

„Den Kuchus auch! Bei 3½ Grad Réaumur,“ erwiderte ich mich unverändert. Ich gestehe, ich war über meine derbe Antwort etwas verlegen, als ich die Fragerin, die reizende Frau v. X., eine reiche, sehr elegante Wienerin, lachend vor mir stehen sah.

„Warum machen Sie es nicht wie ich? Ziehen Sie Ihren Pelz an,“ scherzte sie, ihre unbedeckte Hand aus ihrem Muff ziehend und die meine schüttelnd.

„Ja, gnädige Frau, mein Pelz liegt in Berlin schon in seinem Winter-Quartier, und die Kälte kann doch gewiß nicht lange dauern.“

„Nun, einen Muff könnten Sie doch haben, den hat ja jeder Jäger.“

„Aber ich nicht mehr, seit ich nicht mehr jage, außerdem tragen ihn Männer nicht auf Brunnen-Promenaden.“

„Ich finde diese Abstinenz sehr thöricht. Man muß schlafen, wenn man müde ist, essen, wenn man hungert, schreien, wenn man Schmerzen hat, und sich bequem, wenn und wo man friert.“

„Da haben Sie gewiß Recht, meine Gnädige,“ wir waren mittlerweile in den langsamem Wandelschritt übergegangen, „aber unsere Zeit hält eben auf das Uebliche, und wer will gern durch Unübliches auffallen!“

„Aber, mein Freund, ein Künstler, wie Sie, sollte sich doch über das Vorurtheil des Ueblichen hinwegsetzen.“

„Nun, wenn wir heute vor hundert Jahren hier spazierten, so würde solche Emancipation gar nicht nöthig sein, Sie würden uns Herren mit unseren Muffen mit Ihnen wetteifern sehen, und ich bedaure es, bei dieser Temperatur ein so später Nachgeborener zu sein.“

„Wirklich? Das ist ja charmant gewesen! Sie sollten doch den Versuch machen, diese sehr praktische Mode zu erneuern; wenigstens hier, für diese wenigen lasten Tage im Bade ist alles erlaubt!“

„Diese Sentenz läuft ziemlich auf die Weisheit des alten Poggio hinaus meine Gnädige. Meinetwegen sei's, jedoch ich habe keinen Muff, wie Sie wissen.“

„Nun, dem ist abzuhelfen. Ich besitze noch einen zweiten, den sollen Sie haben; aber Sie müssen ihn erstens tragen und zweitens: mir einmal erzählen, wo der Muff herstammt, wie er entstanden ist, und was solch ein Mann wie Sie, der Sie Bücher über die Kleider der Menschen schreiben, sonst noch von dem Muff weiß.“

„Ich mußte herzlich lachen! „Ja, meine verehrte Freundin, die Befriedigung Ihrer Wissbegierde würde doch erheblich die uns bis zu unserem Pupp verfügbare Zeit überschreiten. Allein ich schlage Ihnen vor, Sie gestatten mir die schriftliche Erörterung dieser hübschen Frage, und Sie sollen sie seineszeit in Ihrem Lieblingsblatte gedruckt jehen.“

Das Anerbieten wurde lachend angenommen; ich erhielt den Muff. Ein warmer Regen, der den Schnee wegtrühte, uns aber an das Zimmer fesselte, befreite mich dann allerdings von der Verpflichtung des Tragens und erleichterte mir die Lösung meines Versprechens. Nach wenigen Tagen konnte ich der schönen Frau ihren Muff zurückgeben, in dem ein Manuscript versteckt war, meine Plauderei über den Muff.

Sie nehmen an, meine schöne Leserin, daß der Muff seine Entstehung allein dem Bestreben, die Hand vor Kälte zu schützen, verdanke. Gewiß hat solcher Wunsch wesentlich zur Erfindung dieser Zuthat unserer Kleidung beigetragen; allein der Muff ist ebenso sehr Schmuckstück, vielleicht sogar ein Product der Bequemlichkeit und Bewegung der Hände hat zu allen Zeiten eine große Bedeutung gehabt. Wir wissen, wie wichtig und zugleich wie schwer für den Schauspieler die Bewegung der Hände ist; diese hängen dem Menschen oft wie Bleigewichte am Leibe. Der Verlegene versteht sie, oder legt sie nicht an den Körper, oder dreht die Wüste in ihnen; Trosch schiebt die Hände unter die verschränkten Arme; der Betende sattet sie, — kurz, die Hände haben eine Sprache, die jedermann versteht. Wenn nun aber die Hände nicht reden wollen oder können, wenn der Anstand ihnen verbietet, sich bemerkbar und geltend zu machen?

Die Cultur aller Zeiten hat dem Rechnung getragen und auf Ausöhnmittel gewiesen. Die Hände werden verborgen, oder sie werden ausdruckslos beschäftigt. Beides geschieht durch die Sitte und Mode seit unendlichen Zeiten, bald überwiegt die eine, bald die andere Methode. Was ist der leichte, oft viel zu kurze Spazierstock, was sind die seinerzeit so modernen Theespiele, was jene Klingeltugeln, die die Chinesen und Japaner in ihren Händen drehen, anderes als der Versuch, den Menschen über die Verlegenheit fortzuhelfen, welche unbeschäftigte Hände herbeiführten?

Eine griechische Dame des Alterthums verließ ihr Haus nicht, ohne das Himation schön gefaltet um ihre Gestalt zu legen, wobei die Sitte forderte, die Hände dergestellt in den Mantel zuwickeln, daß sie, ohne entblößt zu werden, sich des Fächers bedienen könnten. Erst in später Versallzeit wichen die Römerinnen von dieser Sitte ab, die nebenbei auch den Vortheil hatte, die Hände gegen den Einfluß des Wetters besser zu schützen, als es die auch im Alterthum bekannten Handschuhe vermochten hätten.

Im Mittelalter, wo der Handschuh bereits Erforderniß der Toilette war, schlug man den anderen Weg ein, also den, die Hand bedeutungsvoll zu beschäftigen. Während zwei Finger der rechten Hand der Dame in der Mantelschürze über der Brust liegen mußten, hatte die linke Hand die unablässliche Pflicht, den Mantel zu raffen und seine schone Haltung zu beforsten. Als der Mantel aufhörte, Erforderniß der Kleidung zu sein, mußte das lange Kleid, die Robe, gehoben werden, damit das Unterleid sich zeige.

Aber auch der Mann, dessen eine Hand leicht am Schwertnauf, an einem Stabe, am Gurt beschäftigung finden konnte, ergriff die gute Gelegenheit, welche die Damenmode für Beschäftigung der anderen Hand bot, und legte die Finger in die Mantelschürze, wie z. B. König Konrad am Dome zu Bamberg, dessen rechte Hand die Zügel des Pferdes hält. Solcher Beispiele könnte ich viele anführen, und ich meine, auch der Muff hat zum guten Theile dem Gedanken, die Hände zu beschäftigen und zu verdecken, seinen Ursprung und seine Verbreitung zu veranlassen.

Bereits damals zeigten sich dann Erscheinungen am Damenkleide, die auf den Muff hinweisen. Häufig finden wir auf Bildern, welche die mittelhochdeutschen Dichtungen begleiten, an den langen Ueberkleidern der Damen in Hüft Höhe zwei, wie es scheint, mit Pelz oder jedenfalls mit andersfarbigem Zeuge ausgegeschlagene Schlitze. Eingänge zu Taschen können es nicht sein, weil diese in Frankreich zuerst ungefähr um 1560 allgemein üblich wurden; sie dürften daher den Zweck gehabt haben, die Hände zu verdecken und gleichzeitig vor Kälte zu schützen und den Rock vor von innen zu heben.

Allein schon in der Mitte des 15. Jahrhunderts sehen wir

einen wirklichen Muff auf dem Fresco-Bilde des Benozzo Gozzoli im Campo santo zu Pisa, den Thurm zu Babel darstellend. Auf der rechten Seite des Bildes ist die vornehme Gesellschaft der damaligen Zeit von Florenz und Pisa dargestellt, darunter ein Knabe von ungefähr 14 Jahren in der elegantesten Tracht der Mode, der seine Hände in einem großen Muff von Sammet geboren hat.

Wir können also den wirklichen Muff bereits im 15. Jahrhundert feststellen und zwar als „Schmuck“ des männlichen Geschlechtes; denn da das Bild durchaus sommerliche Landschaft zeigt, kann der Knabe den Muff nicht der Kälte halber tragen.

Das Kostüm der Frauen nimmt im 15. und 16. Jahrhundert eine Form an, die wiederum an den Muff mahnt, ihn selbst aber nicht zur Gestaltung kommen läßt. Die Ärmel des Kleides werden über die Hand verlängert und rücksichtsvoll erweitert, damit, wenn beide Hände in einander geschlossen werden, sie völlig von den Ärmeltrichtern verdeckt erscheinen. Die Französinnen nannten diese Ärmel-Erweiterungen auch manchons. Die französische Bezeichnung des Muffs, manchon, weist also geradezu auf diese Abstammung hin.

Bei dem Kostüm der Männer finden sich die Ärmel-Verlängerungen ebenso; bei der geschenkten Burgunder-Tracht sind sie oft enorm und dienen eben auch zum Verbergen der Hände wie in einem Muff. Im 16. Jahrhundert, wo der Landsknecht die Mode machte, und die Hand, die Spieß und Schwert handhabte, frei sein mußte, verschwindet der lange Ärmel bei den Männern, oder er geht vielmehr auf ein anderes Kleidungsstück über, auf die Schärpe, das Staats- und Ehrenkleid. Die Ärmel der Schärpe, die nur ein Überkleid ist, das den Ceremonial-Mantel erträgt, sind überaus weit und lang, oft fast den unteren Saum des Kleides erreichend. Da man aber den prächtig ausgeschmückten Ärmel des Rodes, der unter der Schärpe getragen wurde, zeigen wollte, so wurde der Schuppenärmel seitwärts aufgeschlagen und der Arm durch diese Öffnung geschoben, sodass er ganz frei war. Nun finden wir aber diesen weiten Ärmel der Schärpe als Muff benutzt. Nur so können die Muffe verstanden werden, die auf der berühmten Zeichnung der Familie des Thomas Morus von Hans Holbein d. J. an den Gestalten von Morus Vater und Sohn bemerkt werden. Man trug selbst bis ins 18. Jahrhundert hinein die Haussleider häufig mit Pelz gefüttert, denn die Erwärmung der Zimmer ließ viel zu wünschen übrig; man zog sogar im Winter mehrere Pelze über einander an, wie Holbein's Zeichnung des Erasmus mit dem Terminus beweist; wir dürfen uns daher die Schäuben der Herren auf der Holbein'schen Zeichnung auch mit Pelz gefüttert denken und uns nicht wundern, wenn diese ihre Hände in den Ärmeln zu erwärmen suchen. Die Frauen aber hatten entweder den bis fast an die Fingerspitzen verlängerten, in seinem unteren Theile theilsweise mit Pelz gefütterten Ärmel, oder den weiten und langen Hänge-Ärmel behalten, die beide völlig den Muff ersetzten. Uebrigens trugen auch Frauen mit Pelz gefütterte Schäuben, deren Ärmel sie ebenso benutzt haben mögen.

Gegen Ende des 16. Jahrhunderts taucht nun in Frankreich zur Zeit der Catharina von Medici der wirkliche Muff als Schutz für die Hände gegen Kälte auf. Vielleicht brachte Catharina, da wir den Muff im Florentiner Lande bereits im 15. Jahrhundert sahen, eine alte Erinnerung dieses Kleidungsstückes aus Italien nach Frankreich.* Man legte ohnehin in Frankreich auf Schonung der Hände den größten Wert und trug stets Handschuhe, oder bei der Arbeit die Halbhandschuhe (mitaines). Der Muff kam also gewiss sehr erwünscht.

Die Sprache hatte für dieses neue Toiletten-Requisit, das von kostbarem Stoffe mit Pelzfutter gemacht wurde, noch keinen Namen und wendete jetzt erklärlicher Weise die Bezeichnung einer verwandten Sache, eben jener manchons, auf dieses neue Möbel an.

Man fand das Mittel, die Hände außer Thätigkeit zu setzen, zu deden und zu wärmen, so praktisch, daß es nun fast nicht mehr aus der Mode verschwand. Es verpflanzte sich schnell nach Deutschland und Holland, und namentlich Engländer eigneten sich es mit besonderer Liebe an. Der Muff behielt aber ziemlich mäßige Dimensionen und scheint vorläufig nur von Damen getragen worden zu sein. Die vornehme Welt nahm den Muff von Bobel, Marder, das Fell von Hund oder Kappe; er war theils ganz von Pelz, theils von kostbarem Stoffe mit Pelz gefüttert. Im 17. Jahrhundert ist der Muff schon allgemein über ganz Europa verbreitet, weil ja Frankreich allein die Mode angab. Wir besitzen eine Anzahl von Darstellungen, die uns ziemlich genau über die Moden der Zeit in Bezug auf den Muff unterrichten. Ja, der vortreffliche Stecher Wenzel Hollar hat nicht nur den Damenkostüm der Zeit eine große Anzahl sehr interessanter Blätter gewidmet, er hat sogar auf mehreren bewundernswerten Radirungen die modischen Muffe allein dargestellt. Man schenkte dem Muff also besondere Aufmerksamkeit; er wechselt nun sehr in Form und Ausstattung und wird von Frauen wie von Männern getragen, wenn auch vorwiegend nur im Winter. Selbst in großer Gala bei Hofe, decolletiert, mit entblößten Armen, begegnen wir der Dame mit einem Masse. Er wird dann über die eine, meist linke Hand geschoben. Da diese gleichzeitig das Täschentuch von Spitzen hält, so ragen die Enden des letzteren aus der unteren Muff-Öffnung hervor. Die Männer trugen den Muff zunächst wohl nur auf der Straße, und allerdings kaum anders als im Winter. Am Hofe Ludwigs XV. finden wir aber die Herren dann mit großen Muffen ausgestattet und, den Damen ihre Unterhaltung widmend, am Spieltische des Königs. Etwa seit 1650 besichtigten die Herren den ziemlich großen Muff an einer um die Hüften gelegten Schnur, die man passe caillio nannte, nach dem Refrain eines damals in Paris gesungenen Gassenhauers.

Eine lustige Mode fand sich in der letzten Hälfte des 17. Jahrhunderts ein. Die Damen trugen in den Muffen überaus kleine zierliche Hündchen zur Erwärmung der Hände; es waren reizende Thiere, nach der Darstellung eines solchen von Wenzel Hollar wohl von der Race der King Charles. In Paris soll eine Madame Guerin, die in der Rue du Bac um 1692 einen umfangreichen Handel mit diesen niedlichen

* Die kleinen, reich ausgezierten Pelzchen, die wir auf italienischen Porträts, z. B. auf dem des Titian von der Herzogin von Urbino, in den Händen der Damen sehen, haben nichts mit dem Muff zu thun, wie dies Usanne in seiner an sich sehr graziosen, aber doch oberflächlichen Schrift „l'ombrelle“ anzunehmen scheint. Sie dienten einem sehr discreten Zwecke, den jetzt das Insecten-Pulver erfüllt.

Hündchen betrieb, in kurzer Zeit ein großes Vermögen erworben haben.

Was nun die Art der Muffe selbst anlangt, so wechselte deren Gestalt und Ausstattung sehr.

Man liebte reiche, bunte Muffe; es waren daher im 17. Jahrhundert solche von Tiger-, Leoparden- und Pantherfell, namentlich bei den Männern, beliebt. Aber auch die Damen trugen zweifarbig Muffe. Wenzel Hollar bildete im Jahre 1646 eine Dame mit einem quer durch halb dunkel, halb hell gehaltenen Pelzmuff ab. Man färbte weißes Pelzwerk rosa blau, grün und machte Muffe aus derartig buntem Pelz-Mosaik. Die großherzogliche Sammlung in Darmstadt bewahrt einen solchen. Vom Jahre 1647 haben wir Darstellungen von Wenzel Hollar, die den Muff als eine ziemlich dünne Walze tragen, reich mit Perlen besticktem Damast oder Sammet zeigen, an deren beiden Enden das dunkle Pelzfutter als dicke Einfassung hervortritt. Dieser Pelzaufschlag verbreitert sich so, daß er allmählig den Mittelteil von Stoff ganz deckt, und dieser nur als eine Spalte im Pelzwerk erscheint, das ohnehin aus einzelnen schmalen Streifen zusammengesetzt wurde. Die eben erwähnte Spalte im Pelzwerk wird um 1647 durch eine vorläufig noch ziemlich bescheidene Schleife gedeckt, die sich mit der Zeit vergrößert. Die Bänder werden breiter, entweder reich gestickt oder von Gold- und Silber-Passementerie hergestellt und lassen ihre Enden von dem immer gewaltigeren Dimensionen annehmenden Muffe 30 bis 40 Centimeter herabhängen. In dieser Mode unterscheidet sich der von Herren getragene Muff kaum von dem der Damen. Hin und wieder verwandelt sich die Bandschleife in eine große farbige Band-Rosette, in deren Mitte ein oft von echten Steinen gesetzter Knopf befestigt wird.

(Schluß folgt.)

Rachdruck verboten.

Von Berlin nach Rio de Janeiro.

Bon Paul Lorenz.

III.

Saum zwei Tage von Madeira entfernt liegt die größte der kanarischen Inseln, Teneriffa, deren Pic uns schon als Kindern, von den Geographie-Stunden her, rühmlich, vielleicht auch unangenehm bekannt geworden ist. Ja, nur zwei Tagesreisen entfernt, unter fast demselben Meridian liegend und von demselben Atlantic umspült, — und doch ist Teneriffa so ganz anders als das eben verlassene Madeira! Hier fühlt man sich noch, bei aller Schönheit der südlichen Natur, in Europa, in Teneriffa aber erwacht sofort die Empfindung, daß man bereits in Afrika angekommen sei, dem die Geographen die Inselgruppe heute zurechnen. Was diese Empfindung erzeugt, ist schwer zu sagen. Vielleicht ist es die besondere, trostlose, durchdringende Hitze, die man in Europa selbst in den südlichsten Gegenden und in den heißesten Tagen nicht kennt, — vielleicht auch das Aussehen der tropischen Vegetation der Palmen und Bananen, die in Italien, Spanien und auch in Madeira so gepflegt und sauber sich präsentieren, gewissermaßen als bevorzugte Gäste, hier aber, ganz im Gegenteil, gelb und staubig, sich offenbar zu Hause befinden; oder sind es die seltsamen Gebilde der riesigen Cacteen, die als lebende Heden um jedes Feld angepflanzt sind, — die niedrigen, weißen Häuser mit ihrer Alothea (Pavillon auf flachem Dache), auf denen zu Zeiten mehr Leben herrscht als in den engen Straßen; oder ist es schließlich das Verschwinden der Pferde und das Er scheinen der kleinen Geldchen und der großen Kamele? — Kurzum, alles und jedes, was gleich am Landungsplatz uns in die Augen fällt, gemahnt uns daran, daß man in das Gebiet eines anderen Welttheiles gelangte.

Die Heimat Clavigo's — wer denkt nicht an Goethe's unsterbliches Drama beim Anblicke der kanarischen Inseln — ist spanisches Colonie-Land, — ein vergessenes Stückchen Erde, wo der arme Reisende ganz gemüthlich Hungers sterben könnte, wenn die Engländer nicht wären. Ja, die Engländer! — Mag man, zu Hause sitzend, noch so sehr gegen sie eingezogen sein, auf Reisen muß man ihre Initiative, jedesmal wenn man ein gutes Bett und ein leidliches Essen zu Gesicht bekommt, segnen. Auf den kanarischen Inseln, sowie auf Madeira und überhaupt in fast allen exotischen Gegenden sind die einzige möglichen Hotels stets in englischen Händen oder werden wenigstens von englischen Verwaltern geleitet. Auch in der Hauptstadt Teneriffas, Santa Cruz, — mit dem anderen Santa Cruz auf der zweitgrößten Insel La Palma nicht zu verwechseln, — ist das beste Haus, Hotel Camacho, vollständig englisch eingerichtet. Ich bin acht Tage lang dort geblieben und hatte oft genug Gelegenheit, unserem Capitän zu danken, dessen Empfehlung mich dahin führte und mir somit mein täglich Brod fischerte, während die zufälligen Ankömmlinge oft thätsächlich um das kleinste Breakfast vergeblich bettelten mühten. Es ist nicht leicht, in Teneriffa Gott zu werden. Bei der greulichen Hitze im Sommer immer zwischen 30 und 35° Réamur, dem Mangel des Eisens und der Keller hält man keine Borräthe, und es ist Stadtseite, nur genau so viel zu schlachten, zu Kochen oder zu kaufen, als gerade gegeben werden soll. Erdeint also ein Dampfer, ohne sich vorher angemeldet zu haben, so erhält er weder Fleisch, noch Fisch, noch Butter, noch sonst etwas zu kaufen, und die an's Land gestiegenen Passagiere bekommen in den Hotels außer ein paar Gläsern Wein oder Bier — natürlich alles hübsch lauwarm — höchstens noch Bananen oder Apricosen zur Wahlzeit. Wie oft habe ich in den acht Tagen meines Aufenthaltes mit meinen Freunden, dem ganzen High life Teneriffas, beschwichtig aus dem französischen und englischen Consul und drei reicheren ausländischen Kaufleuten, beim Breakfast oder Luncheon das verzweifelte Gesicht armer Reisender mitleidig betrachtet, denen unsere Bedienung auf alle Bitten um ein kleines Beefsteak, ein grausames unmöglich entgegenstellt. Daß dieses schallschwarze Wort von dem Verwalter auf englisch, vom Hotel-Chef auf spanisch, von dem Kellner auf italienisch, vom Portier auf griechisch und vom Dienstmädchen sogar auf gut hamburgisch ausgesprochen wurde, machte seinen tragischen Sinn nicht heiterer für die armen Hungtrigen, die weiter ziehen muhten, um einen teuren Zeller mit neidvollen Blicken betrachtend.

Sie finden gewiß, daß ich zu viel vom Essen spreche. Du mein Himmel! In Santa Cruz de Teneriffa ist das Essen die wichtigste Tagesfrage, und die Tischgenossen der verschiedenen Hotels unterhalten sich oft stundenlang darüber, ob es wieder den ewigen „Bengeron“ oder einen anderen Fisch zum Dinner geben werde.

Die zweitwichtigste Tagesfrage ist das Baden, das als eine Art Gesellschaftsspiel betrachtet wird, und zu dem Alt und Jung, Damen und Cavalere, ja selbst die geistlichen Herren sich zusammenfinden. Allerdings betreten alle das feuchte Element in geschlossenen Kleidern; doch sonst geht es im Ocean durchaus ungentry zu. Das Bad liegt direkt am Landungsplatz, vermutlich, damit das Wasser ja hübsch schwungig sei. Kleine schwarze Stoffstühne circuliren zwischen den badenden Sennritas, auf deren rabenschwarzen Haare der Kohlenstaub zum Glück nicht zu bemerken ist; Maulthiere und Hunde baden gemütlich mit den Herrschaften, und Ohren und Esel werden zwischendurch auf die patriarchalischste Weise eingeschafft, indem sie mit Stricken an einen Kahn gebunden werden und bis zu den Dampfern schwimmen müssen. Dieses Durcheinander geniert aber keinen. Wenn man den Fluß des getrübten Oceans entstiegen ist, kann man sich ja zu Hause reines Wasser geben lassen, dentl. wohl die teneriffensische Gesellschaft und hütet sich, das Badehaus zwanzig Schritte weiter auf die andere Seite der Landungsbrücke zu versetzen, wo das Wasser so durchsichtig blau ist, daß man die winzigsten Krabben vier Meter tiefe auf dem Sandgrunde spazieren sehen kann.

Und was gibt es sonst in Santa Cruz zu sehen? Die prachtvollen hochrothen Felsen, das blaue Meer, unter dem blauen Himmel von goldenen Sonnenstrahlen überflutet, — das ist ja ziemlich alles! Die Stadt ist klein und einiformig gebaut. Schmale, schlecht gepflasterte und abscheulich unsaubere Straßen dehnen sich in verzweigte Windungen. Die Häuser sind meist einen, höchstens zwei Stock hoch, die man mit Hülfe der erwähnten unvermeidlichen Alothea bei nachbarlichen Besuchen absteigen kann, ohne den staubigen Straßenboden zu berühren.

Aus den kleinen Fenstern mit hellgrünen Jalousien bliden zu jeder Tageszeit mehr oder weniger schöne, dafür aber stets wohlfrisierte Sennritas in weißen Linnenjäden heraus. Hierzu ein paar absolut stillste Kirchen und eine Alameda (Promenade-Allee) mit zwei Dutzend gelblichen Palm- und ebensoviel blühenden Oleanderbäumen, das ist Santa Cruz! Auf der plaza della constitucion erhebt sich ein großes, weißes Marmorkreuz und eine irgend etwas Unverständliches darstellende Gruppe, deren Figuren durch betrunkenen englischen Soldaten vor urdenblichen Zeiten die Nase abgehauen sind. Um den Sockel dieser Denkmäler, auf den Steinstufen, jetzt sich die teneriffensische Gesellschaft gemütlich nieder, um Orangen oder Bananen zu verzehren, oder auch bei Gitarren-Begleitung zu singen. Man denkt nicht etwa, daß es Streicher oder niedere Arbeiter sind, die so ungeniert am Boden sauer. Nicht doch! Die Honoratioren singen dabei mitten mang', wie der Berliner sagt, denn die Steine sind ja nicht salt und die Gentlichkeit giebt man bei der Hitze bald auf. Die schwarzäugigen Sennritas, — wenn sie nur nicht so schrecklich weiß geschnitten wären! — genießen Eis (eine auf unbekannter Weise hergestellte Masse, die allerdings salt und sogar manchmal süß ist, sonst aber mehr unserer Stiefelwürze, als unserem Eis ähnelt) und Soflette ein wenig mit ihren Cour-Madern. Aber in aller Ehrbarkeit! Santa Cruz ist entschieden eine der tugendhaftesten Städte der Welt. Wenn ein lediger Herr nur die Wohnung seiner Angebeteten betritt, so gilt er schon als ihr Bräutigam, und wehe dem Verworfenen, der diesen Besuch (notabene in Begleitung der Eltern) nicht als heiligstes Eheversprechen betrachtet. Das hören ist hier nur von der Straße aus erlaubt, und an schönen Mondschein-Abenden kann man Duhende von Sennritas aus den Fenstern sich mit ihren Verehrern freundlich unterhalten sehen, was, falls die Dame im zweiten Stock wohnt, natürlich ziemlich laut geschehen muß. Das stört hier niemand, im Gegenteil, je zahlreicher die Bewunderer auf dem Plaster, desto mehr Ehre bringt dies der teneriffensischen Schönen.

Santa Cruz ist eigentlich nur Kohlen-Station für Dampfer und Absteige-Quartier für jene Reisenden, die den klimatischen Kurort Orotava, die Rivalin Madeiras, aufsuchen wollen. Und Orotava ist schön, fast noch schöner als Madeira. Schon der Weg dahin ist das Brachvolle, was man sich denken kann. Um fünf bis sechs Uhr früh geht's aus Santa Cruz heraus, in einem bequemen, offenen Bierpanier (Preis 25 Pfennig hin und retour, ob man nur zwei Stunden oder zwei Tage in Orotava bleibt). Im Januari aufsteigend, regelrechten Zigzag windet sich die Chaussee bis nach dem kleinen Städtchen Laguna fast 2000 Fuß hoch hinauf. Erstaunt fühlt man, wie die heiße Luft nach und nach kühl wird, und wie die Palmen und Feigenbäume erst den Maisfeldern und dann sogar unserem Weizen und den Linden-Alleen weichen. Das hübsche Städtchen Laguna, das fast auf der Spitze der sich über die Insel ziehenden Bergkette liegt, dient als Sommeraufenthalt für viele reiche Teneriffenser, die dort während der drückenden Hitze Kühl juchen, und zugleich als Sitz für den Bischof der kanarischen Inseln. Es sieht sich ganz reizend an mit seinen blühenden Linden und alten Buchen. Leider treibt der Kutscher vorwärts, und immer höher steigt der Weg an. Nach einer Stunde etwa bleibt der Wagen auf dem höchsten Punkte des Gebirges stehen, in Matanza, wo nebst dem obligaten Lunch aus Fisch, Braten, Eierpepern und Früchten, dem Reisenden der schönste Blick auf die ganze Insel geboten wird. Rechts, tiefs, tiefs unten die weißen Häuschen von Santa Cruz, links inmitten blühender Oleanderbäume das Städtchen Orotava, über dem sich der berühmte Pic von Teneriffa wie ein fast regelrechtes Dreieck erhebt. Glänzende Schneefränen dehnen sich längs seines Flankens, während Palmenbäume zu seinen Füßen dunkeln und ringsherum der kristallblaue Atlantic schwimmt, dessen ferne Wellen die blendenden Sonnenstrahlen mit tausend goldenen Sternen überläufen. Ein Anblick, den man niemals vergessen kann! — Nun geht's in raschem Trab hinunter. Doch welcher Unterschied mit dem andern Abhange des Gebirges. Dort alles ausgebrodnet und ausgebrannt durch die bösen afrikanischen Winde, hier alles saftig grün und glänzend. Der Weg windet sich durch blühende Oleander, die wie Riesen-Bouquets die Luft mit ihrem süßen Mandelgeruch erfüllen, zwischen graugrünen Feigenbäumen, deren Zweige unter der Last der rosigbraunen Früchte sich beugen, und durch einzelne Palmengruppen, deren dunkle Blätter sich wirksam von dem hellen Grün der Rebne abheben, die die Bergabhänge überall bedecken. Der Wein wächst hier ohne jede Pflege, fast wild. Die Rebne klettern auf und ab nach Lust und Laune, oft bis über die Chaussee hin, sodaß die Vierde an den Rebentrauben naichen können. Unwillkürlich erinnert man sich der

Habel, die den Hesperiden-Garten nach diesem Thale verlegt hat. Man macht hier drei Mais- oder Weizen-Centen im Jahr, und wo eine handbreite Fläche Erde dem Felsen sich abgewinnen lässt, sieht man fruchttragende Feigen- und Bananenbäume emporwachsen.

Doch, da ist schon Orotava! Ein Städtchen ähnlich wie Santa Cruz, nur viel reinlicher und von fastigem, frischem Grün förmlich überstrahlt. Ganz am Ende der Straße, an hohem Felsen über dem Meer, erhebt sich ein monumentales Gebäude, das englische Hotel Orotava, ein Riesenhaus mit über 600 Zimmern, die während der Saison, d. h. im Winter, vollständig besetzt werden. — Die größte Merkwürdigkeit Orotavas ist der botanische Garten. Ein terrassenförmiger kleiner Park, wo unter der Aufsicht eines alten Schweizer Gärtners, einer prachtvollen, poetischen Figur, die aus einem Auerbach'schen Roman entsprungen zu sein scheint, alles versammelt ist, was



Caricatur auf Herren-Musse. Ende des 18. Jahrh.

Der Muff. — Siehe Seite 38.

die tropische Flora an Schönheit und Seltenheit zu bieten vermag. Ich habe zwei Wochen später die ungleich größeren und prächtigeren Gärten Rio's gesehen, doch ich gestehe, sie haben auf mich weniger Eindruck gemacht, als dieser kleine, sonst schmucklose Raum, wo ich zum ersten Mal all die schönen Kinder des Südens lebend und frei kennen lernte, die wir daheim nur in den Kübeln der Gewächshäuser, unter Glashäusern, kränklich und schwach, zu sehen bekommen. Der kleine, muntere Greis mit den guten blauen Augen, der sich zwischen all der Pracht offenbar zu Hause fühlt, stellte uns seine schönen Klecklinge vor, wie ein zärtlicher Großvater, stolz und bescheiden zugleich, seine Enkel vorzustellen pflegt. Er hatte jedes Bäumchen selbst gepflanzt. „Das hier ist mein Altestes“, sagte er, einen riesigen Gummibaum liebenvoll umarmend, „den hab' ich vor 42 Jahren zu allererst gepflanzt; er war damals kaum 20 Centimeter hoch, und jetzt — — — gelt, wir sind alt geworden, mein Junge!“ Ich fragte den liebenswürdigen Herrn, ob er sich nicht nach der Heimat sehne? „O ja,“ antwortete er seufzend, „ich möchte Idon gerne nach Hause, nach Basel, wo meine Söhne und Enkel noch mir verlangen, doch wer sollte dann meine Kinder hier pflegen?“ — Es waren wirklich seine Kinder, diese schlanken Aloen und Yuccas und Bambusähnliche. „Ja, sehen Sie, ich bin ja auch in der Schweiz Gärtner gewesen, aber es ist zu traurig, dieses ewige Schüpfen vor der Kälte. Hier braucht man wenigstens keine Glashäuser und keine Dosen. Der liebe Gott hat für die schönste Sonnenheizung gesorgt.“ — Der gute Alte! Mit welchem Stolze wies er uns seine 67 Palmenarten, seine Bambusstämme von der Höhe eines Männerarmes, seine blühenden Aloeobäume und Theebüsche und seine prachtvoll duftige Orchideen-Sammlung. Das Seltsamste aber inmitten dieser Seltenheiten, das Wunder, das er uns mit einem halb stolzen, halb verschämten Lachen zeigte, war . . . ein kleines, schmächtiges Tannenbüschchen, das er sorgfältig unter dem Schatten von einem halb Dutzend kleinen Bananen eingepflanzt hatte. „Das hat mir meine Tochter aus der Heimat zu Weihnachten geschickt. Sie seien, es acclimatisiert sich schon, wie ich alter Bursche es auch gethan habe.“

Mit frischen Feigen, Weintrauben, Pfirsichen und Bananen beladen, kehrten wir nach dem Hotel zurück quer durch die Felder, d. h. durch die mit Mais bepflanzten Bergabhängen. Ein brauner halbnahtiger Junge ging vor uns, einen 3 Meter langen Palmzweig tragend, den ich mir zur Erinnerung erbeten habe, als einen hübschen, wilden Friedensboten.

Das öde, sündige Felsenloch Santa Cruz erscheint nach einem Besuch in dem Garten der Hesperiden noch öder und langweiliger. Selbst die prachtvolle Aussicht von der Asothea unseres Hotels konnte mich nicht über den Mangel der grünen Bäume trösten, der diesen Theil Teneriffas charakterisiert. Nur in den Mondnächten, wenn das grünlich weiße Licht jeden Felspfad taghell und doch so seltsam gespenstisch überstrahlt und als goldener Weg in den silbernen schillernden Wellen zitterte, erschien auch Santa Cruz zauberisch schön, und bis tief in die Nacht konnte man auf der Landungsbrücke oder auf dem prachtvollen Felsenwege nach St. Andrs (einem Fischerdorf in der Nähe der Stadt) wandern, konnte auf der Alameda dem Birken der Grillen und den Gitarren-Glocken lauschen, ohne bei dem Warten auf den Dampfer ungeduldig zu werden.

Und als dieser Dampfer endlich erschien war, wurde mir doch weh um's Herz. Ich hatte mich an das jörglose südliche Faulenzerleben schon so gewöhnt. — Um irgend etwas von Teneriffa mitzunehmen, kaufte ich mir bei der Abfahrt ein halbes Dutzend „echte“ Kanarien-Bögel, die, nebenbei gesagt, grau wie die Spatzen aussehen und etwa so wie unsere Hänselinge singen. Die gelben „Canarinen“, deren hier eine Menge zum Verkauf angeboten wird, stammen alle aus dem Harz und werden mit den hiesigen gekreuzt. Es gibt, wie es scheint, überhaupt nichts Edles in Teneriffa. Auf der Insel fabriziert man gar nichts, nicht einmal Strohgesetze oder Stukkereien, wie auf Madeira. Das einzige zweifellose Landes-Product, das man den

Reisenden am Hafen anbietet, sind kleine weiße Hündchen mit gelben Ohren, von denen ich eines, meinen hübschen „Politico“, auch wohlerhalten erst nach Rio und dann nach Berlin gebracht habe.

Nachdruck verboten.

Ernst Ludwig, Großherzog von Hessen und bei Rhein, und seine Braut, Prinzessin Victoria von Sachsen-Coburg-Gotha.

Siehe die Bildnisse Seite 33.

Die verjordene Großherzogin Alice von Hessen, die bedeutende Philanthropin, pflegte sich sehr eingehend um die Erziehung ihrer Kinder zu kümmern und ihr nach außen hin ein einfaches, fast bürgerliches Gepräge zu geben. Solche Einfachheit wurde in Darmstadt oft bewundert, wenn die nach englischer Art geleideten, damals noch ergroßherzoglichen Kinder mit ihren Eltern oder Erziehern durch die Straßen wanderten. — Der kleine Ernst Ludwig sah sich als einziger Knabe unter seinen drei älteren Schwestern wohl etwas in seinen männlichen Gefühlen vereinigt; jedenfalls stand er gelegentlich hinter dem Gitter des großherzoglichen Gartens an der Hügelstraße, indem er schüchtern nach den drausen in der Freiheit umherstolzenden Jungen Darmstadts schaute, sie in der Ahnunglosigkeit über seine bevorzugte Stellung, auch wohl vergeblich auffordernd, daß sie in den Garten kommen und mit ihm spielen möchten. Um seine Sehnsucht einigermaßen zu befriedigen, schickte die vorurtheilslose Mutter ihr Söhnchen auf längere Zeit in einen Kindergarten. Die Vorsieherin, Fräulein Sch., stellte dabei nur die Bedingung: der künftige Großherzog müsse „Ludwig“ und „On“ genannt werden, damit die übrigen Kinder gar nicht merkten, daß er etwas anderes sei als sie selber. Und so geschah es.

Dieser kleine menschenfreundliche Knabe ist nun heute ein hochgewachsener, sympathischer Mann geworden, ein souveräner Fürst, dem das Schicksal die Thronbesteigung schon im jugendlichen Alter bestimmt. Man war sehr gespannt darauf, welche Prinzessin er wohl zur Großherzogin wählen werde, aber in eingeweihten Kreisen keineswegs überrascht, als er sich am 9. Januar dieses Jahres zur Verlobten seine Cousine Victoria Melitta von Sachsen-Coburg-Gotha erklärte.

Großherzog Ernst Ludwig wurde 1868 zu Darmstadt geboren, studierte in Leipzig und Gießen und trat, wie es bei den hessischen Prinzen üblich ist, mit 18 Jahren in die Armee ein. Gleich jedem anderen Offiziers-Apiranten legte er seine Offiziers-Prüfung ab. Er bestand diese in Potsdam, wo er auch, als Lieutenant des 1. hessischen Infanterie-(Leibgarde-) Regiments Nr. 115, bei dem 1. preußischen Garde-Regiment zu Fuß den ersten Front-Dienst that. Gegenwärtig ist er Oberst à la suite des leichten und Inhaber des ersten Regiments. Man erachtet ihn militärische Tugenden nach, allein nicht nur diese, sondern auch die ehrliche Männlichkeit seines verstorbenen Vaters, Ludwigs IV., und die Liebe zu Kunst und Wissenschaft, wodurch seine frisch dahin geschiedene Mutter sich auszeichnete.

Prinzessin Victoria Melitta ward 1876 auf der Insel Malta geboren, wo der damalige Herzog Alfred von Edinburgh, ihr Vater und jüngerer Bruder der Großherzogin Alice, ein seemannisches Kommando bekleidete. Ihre Mutter Maria ist ebenfalls eine geb. Großfürstin von Russland. Als ihre Eltern im vorigen Jahre durch Erbschaft auf den Thron von Coburg-Gotha berufen wurden, kam die junge Prinzessin in eine unbekannte Umgebung, — nein, das reizende Coburg war ihr schon seit frühesten Jugend lieb und vertraut gewesen, und diese Neigung für das deutsche Land dürfte die Anschauungen der Prinzessin in erfreulicher Weise in derjenigen Richtung erhalten, die man für eine regierende deutsche Fürstin wünschen muß.

So darf nicht nur das Hessenland, sondern auch das große Gesamt-Vaterland über eine Verbindung sich freuen, die in jeder Weise für die Zukunft Glücksgefühle erhoffen läßt. J. W.

Nachdruck verboten.

Der heilige Brunnen in Jerusalem.

Zu dem Bilde von H. Corrodi. — Seite 26.

Die breite, in gutem Sinne decorative Behandlung, in Verbindung mit einer wirkungsvollen, stets sehr kräftig zum Ausdruck gebrachten Stimmung, haben den Landschaftsbildern Hermann Corrodi's schon früh eine große Beliebtheit verschafft. Bereits im Jahre 1874 wurde der damals erst dreißigjährige Künstler in Wien für sein bekanntes Gemälde „Pinienwald“ mit der großen goldenen Medaille ausgezeichnet und im Jahre 1878 erntete er mit der Ausstellung eines Cyclus von Bildern aus Ciprus in London so großen Beifall, daß die Prinzessin von Wales mehrere von diesen Gemälden für ihre Privat-Sammlung ankaufte. Seitdem steht Corrodi, der außer in Rom und Baden-Baden noch in London ein prächtig ausgestattetes Atelier besitzt, namentlich bei der englischen Aristokratie in hohem Ansehen. Aber auch in Deutschland sind die Corrodischen Landschaften wegen ihres warmen Colors und der monumentalen Größe ihrer Ausführung außerordentlich beliebt, obwohl der Künstler nicht allzu häufig auf deutschen Ausstellungen erscheint. Ausgebliebener vertreten war Hermann Corrodi in letzter Zeit dort eigentlich nur auf der Berliner internationalen Kunst-Ausstellung vom Jahre 1891, wo er die kleine Gruppe seiner Landschaften, der Schweizer, mit vier farbenprächtigen Gemälden: „Schloß Astura bei Nettuno, Rom“, „Meerseite“, „Morgen am Arno unterhalb Florenz“ und „Dämmerung bei den Chalifen-Gräbern, Cairo“, geschmückt hatte.

„Der heilige Brunnen in Jerusalem“ hat zuerst auf der letzten Pariser Welt-Ausstellung von 1889 das Aussehen weiterer Kreise erregt, ist in Deutschland aber bisher noch wenig bekannt geworden. An diesem Gemälde fällt vornehmlich in angenehmster Weise die wuchtige Behandlung auf, die, ohne doch die Einzelheiten zu vernachlässigen, vor allem auf eine monumentale Wirkung hinaus will. Mit der herrlichen Cypressen-Gruppe, deren Schatten sich scharf von dem weißen Gestein des von der Sonnenglut angedörrten Straßenplasters abhebt, im Mittelpunkte, — mit den Häuserreihen des mohammedanischen Viertels und der an der Stelle des alten jüdischen Tempels aufstrebenden Omar-Moschee nebst ihrer 30 Meter hohen Kuppel im Hintergrunde, veranschaulicht das Gemälde in padender Gewalt die Stimmung der Stadt des heiligen Grabes. Aber auch in den malerischen Gestalten der Muselmänner, die im Vorbergrunde im heiligen Brunnen baden oder an seinen Ufern beten, welch eine Bewegung, welch ein Leben, welch eine Stimmung! Einer der

Hauptreize des Bildes, sein leuchtendes und doch so wunderbar abgetöntes Colorit, kommt in der Reproduction natürlich in Weiteste zur Geltung, aber die gesunde Zeichnung, die solide Farbe und die kraftvolle Ausführung Corrodi's sichern auch im Druck seinem Gemälde eine bedeutende Wirkung. — Hermann Corrodi ist der Sohn des als Aquarellist vielgerühmten schwedischen Landschaftsmalers Salomon Corrodi und Bruder des durch seine Historien-Bilder „Einzug des Titus in Rom“, „Bellens Verschwörung des Catilina“ u. s. w. bekannten Arnold Corrodi. Er ward 1844 zu Rom geboren und erhielt hier auch seine ersten künstlerischen Ausbildung. Prägendster für sein späteres Schaffen wurde sein Aufenthalt in Paris, wo der Realismus der Schule von Fontainebleau großen Einfluß auf seine Malweise ausübte, und seine Studien-Reisen nach dem Orient, denen er zumeist seine prächtige Farbengebung verdankt. R. S.



Fragen.

Erlziehung. — Ist es richtiger, einen gut gezielten, vaterlosen Knaben möglich lange unter dem häuslichen Einflusse zu belassen, oder ihm möglichst einer außerhäuslichen, auf den künftigen Beruf hinwirkenden Erziehung zu übergeben?

Frau v. S.

Phrenetisch. — Woher kommt dieses Wort?

Eine Wissbegierige.

Antworten.

(Auf die bezüglichen Fragen weisen die Seitenzahlen hinter den Antworten hin.)

Cigaretten-Rauchen. (32) — Wir haben uns über diese Frage im Heft 20 des vorigen Jahrganges in einigen Worten gehuftet. Wenn Sie sich schlechtthin auf den Rechts-Standpunkt stellen, muß ich Ihnen allerdings zugeben, daß eine Frau genau dasselbe Recht auf Genuss des Rauchens besitzt wie der Mann. Es handelt sich hier nicht um eine Sache des Rechtes, sondern der Auffassung, und je nachdem wird sie bei den verschiedenen Nationen und Ständen verschieden beurtheilt sein. In dieser herrschenden Auffassung, der Sitten ein Gesellschaft, drückt sich das innere Empfinden von deren Mehrheit in und wer sich diesem widersetzt, ob mit Recht oder Unrecht, darf sich nicht wundern, auf Verurtheilung zu stoßen.

Die Abneigung unserer Gesellschaft gegen das Rauchen der Frau hat sich nun wohl zunächst aus der Abscheu der Frauen selbst ergeben, denen die starben Einflüsse des „Tabak-Trinten“ (wie man es früher nannte) auf die Geschmacksnerven nicht behagte, und deren seines ästhetischen Gefühls durch die Wirkung der zündend zu Tage tretende Nicotin-Bergürtungen beleidigt wurde. Sie überließen den raucherischen Männern den unverhohlenen Vorzug gern. — Wie dann die Knabe zu rauchen beginnt, um es dem Manne gleich zu thun, und in diesem Bestreben leicht zu einem nachlässigen, unfeindlichen, unannehmbaren Gebaren gelangt, so zeigten sich auch ähnliche, auf den selben psychologischen Vorgänge beruhende Erscheinungen bei der Frau, die sich in diesem Punkte von der weiblichen Sitten emancipirt. Bisweilen sie rauchte, erschien sie unheimlich, sondern weil sie unheimlich, d. i. anders als ihre unter gleichen Sittenverhältnissen erzeugten Schwester empfand, rauchte sie, und ihr Benehmen spiegelte deutlich ihr wesentlich einnehmendes Selbstbewußtsein wieder. Natürlich würdeten die weiblichen Raucherinnen allmählig den gar nicht zu leugnenden Einfluss des Tabaks und sahen nun erst recht nicht ein, warum sie sich diesen Genuss versagen sollten, nur weil sie Frauen wären. Sie eigneten, den gegebenen Beispielen folgend, auch im übrigen teilweise emancipirt denkende Frauen sich diese Gewohnheit an, und es wäre kein vollständig falsch, jede Liebhaberin des Cigaretten-Rauchens unwillkürliche Reizungen bezüglich zu wollen. Klein lebhafte Damen dürfen sie nicht verbieten, daß viele, sehr viele ihrer am feinsten empfindenden Schwestern, doch gerade die Männer, welche die größte Achtung vor den Weibern besitzen, jene Gewohnheit an ihnen nicht schon finden kann. Dies ist leicht zu erklären. Denn einesseits sind es die, jenes von angeborene, unreife und abstoßende Gedanken zur Schau tragende Emancipatoren, andererseits noch schlimmere weibliche Elemente, die uns vor allem den Rauchen huldigen. Bei jeder rauchenden Frau wird man unwillkürlich daran erinnert, und je mehr die Manieren bei dem Beschäftigung sich äußerlich gleichen, desto abstoßender wird das Bild. Und wie bestremend wirkt die Vorstellung einer in der Kirche- und in Kinderzimmer schaltenden und gleichzeitig rauchenden Hausfrau! — Schließlich kommt noch das Bewußtsein hinzu, daß, wie bei dem rauchenden Knaben, dieser eine Schritt häufig ein Symptom ist für die Reizung, sich auch sonst die Blüte scheiden zu lassen. — Also kurz gefasst: Da Recht zum Rauchen kann weder dem einen Geschlechte zuerkannt, so dem andern abgestritten werden; eine Frau kann gewohnheitsmäßig rauchen und dabei doch ein ganz brüderliches Wesen sein, aber mancher deutscher Mann wird trotzdem von ihr denken: „Wenn sie meine Frau, Schwester oder Tochter wäre, würde mich zum mindesten ein Unbehagen, so etwa wie Schamgefühl für sie, überkommen. Ob die betreffende Frau auf der gleichen unwägbare Gefühle anderer Werth legt, ist nun freilich nicht ihre Sache.“

Anthologie (32). — Wir empfehlen Ihnen Theodor Storm's „Hausbuch aus deutschen Dichtern“ und „Deutsche Lyrik der Gegenwart“ von Ferdinand Avenarius; diese vorzülichen Sammlungen würden Ihrem Zwecke vermutlich am besten entsprechen.

A. S. — Wir danken Ihnen, daß Sie an dem betreffenden Bild und dessen Text ein wärmeres Interesse genommen und darüber ein freundliches Urtheil gefällt haben. Im Kunsthalle würden wir natürlich vollständig mit Ihnen einverstanden, hier aber wollen wir das Vorgetane lassen: „Von allen Gelstern, die verneinen, ist mir der Tag am wenigsten zur Last.“

Abonnement, Berlin. — Die Erbfrage scheint verwischt zu sein. Sie thun am besten, sich an einen gewieften Juristen zu wenden.

Baron F. Osnabrück. — König Ernst August von Hannover hat, als ihm schon die Krone zugeschlagen war, noch im englischen Corpuse der Königin Victoria den Huldigungseid geleistet; Georg V. der 1851 zur Regierung gelangte, that dasselbe, als er 1855 die Königin Victoria besuchte.

Frau von S. Salzburg. — Die Pariser Visiten-Karten sind größer geworden und meist einfach in mattem Weiß gehalten. Desgegen wird auf zierliche Gravirung hoher Werth gelegt. Die englischen Karten selbst die, auf denen mehrere Namen, s. B. die der Mutter und der erwachsenen Töchter zusammen, verzeichnet stehen, sind zur Zeit abfallend klein. Außerdem verweisen wir Sie auf die Antwort an das Prof. S. in der Modewelt-Nummer vom 1. März d. J.